



Fotowettbewerb!

Du liebst das Fotografieren und wolltest schon immer mal dein perfekt komponiertes Stillleben oder ein charismatisches Portrait in der Zeitung bestaunen?

In der nächsten Ausgabe hast du die Chance, dein Foto auf der berühmtesten Letzten zu platzieren – und zwar eine halbe Seite groß! Schicke einfach bis zum Redaktionsschluss am ersten Dezember dein Foto zum Thema „Uni-Ästhetik“ an bildredaktion@ruprecht.de. Das Foto sollte 3248x2539 Pixel haben und querformatig sein.

Keine falsche Scheu: Auch wenn unsere Jury eure Bilder nicht auswählt, könnt ihr jederzeit eure Bilder, Zeichnungen und Info-Grafiken in den Ausgaben unterbringen. Wir suchen nämlich dringend Ersatz für unseren scheidenden Haus- und Hof-Fotografen.

Ihr findet uns montags um 20 Uhr c.t. im Kleinen Hörsaal im INF 252. Natürlich sind auch Schreiberlinge und Layout-Interessierte immer willkommen. (msg)



Mensa-Misere: Wohin mit uns, wenn der Marstall schließt?

auf Seite 4

Montage: Till Gonsler



Studier mit Tier!
Über die Work-Pet-Balance von Studierenden
Auf Seite 7
STUDENTISCHES LEBEN



Club auf, Club zu:
Partynächte im Karlstor-
bahnhof sind zu laut
Auf Seite 8
HEIDELBERG



Nobel, nobel:
Preisgekrönte Wissenschaft
kurz erklärt
Auf Seite 10
WISSENSCHAFT

Camp am Campus

Nach weltweiten Protestcamps an Universitäten hat auch Students for Palestine in Heidelberg die Zelte aufgeschlagen. Jüdische Studierende kritisieren die Gruppe

Eine Woche lang protestierten Mitte Oktober etwa 30 Aktivist:innen von Students for Palestine (SfP) in Heidelberg in Absprache mit Universität und Stadt auf dem Universitätsplatz, um Solidarität mit der palästinensischen Bevölkerung zu zeigen.

Von der Universität fordern sie einen umfassenden akademischen Boykott der Universitäten in Israel, dem sie Völkerrechtsverletzungen vorwerfen. Für die Situation in Israel und Gaza macht die Gruppe im Gespräch vor allem die israelische Besatzung in den Palästinensergebieten verantwortlich.

Dem *ruprecht* gegenüber betonte der Aktivist Miguel* die Distanzierung von „jeglichen Massakern an Zivilisten“, also auch dem Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023. Auch würde man gegen Antisemitismus im Camp konsequent vorgehen. Die Protestbewegung sei ein „sicherer Hafen für jegliche Menschen“ und setze sich für einen Staat für alle Ethnien und Religionen ein. Jüdische Stimmen seien laut ihnen im Camp und in der Bewegung präsent und wichtig. Aussagen gegen bekannte Akti-

vist:innen, etwa den Heidelberger Mahmoud O., müssten immer im entsprechenden Kontext betrachtet werden.

Der Doktorand an der Universität Heidelberg wurde bereits mehrfach angezeigt und zuletzt vom Amtsgericht Karlsruhe verurteilt. Unter anderem wird ihm vorgeworfen, den Holocaust relativiert und den Terror des 7. Oktober gebilligt zu haben. Bekanntheit erlangte er auch für die Aussage „Die Hamas wird verboten und keiner weiß, wieso.“ Mahmoud O. kündigte bereits an, gegen das Urteil in Revision gehen zu wollen.

Auch andere Redner:innen und Beteiligte der Proteste in Heidel-

Das Camp fordert von der Uni einen akademischen Boykott

berg verglichen die Situation in Gaza mit Auschwitz, posteten Hisbollah-Fahnen und solidarisierten sich mit der Hamas. Videoaufnahmen zeigen, dass auf vergangenen Demonstrationen Lieder, die die Hisbollah verherrlichen, gespielt wurden. Der Instagram-Auftritt der SfP Heidelberg deutet

in einem Post Zweifel an Umfang und Hergang des 7. Oktober an, wirft internationalen Medien Vertuschung und Propaganda vor.

In der jüdischen Community in Heidelberg werden die pro-palästinensischen Proteste auch deshalb mit Sorge beobachtet. „In meinem Umfeld haben viele jüdische Menschen panische Angst, absolut panische Angst“, schildert eine Studentin der Hochschule für jüdische Studien (HfJS) in Heidelberg.

Zwar sei die Situation in Heidelberg im Vergleich mit anderen Städten noch friedlich, viele jüdische Studierende fühlten sich auf dem Campus dennoch nicht mehr sicher. Es habe bereits Anfeindungen gegeben. Die Studierenden werfen SfP unzureichende Abgrenzung von Hamas-Sympathisant:innen und dem Terror des 7. Oktober vor.

Die Vertreterinnen der HfJS und des Bundes jüdischer Studierender Baden heben hervor, dass viele Protestteilnehmende lediglich bedrohte Menschen unterstützen wollen. Das Umfeld der Proteste biete jedoch auch einen ideologischen Nährboden für Gewalt.

Die Studierenden kritisieren außerdem eine gefährliche Verengung des Antisemitismusbegriffs, der ge-

waltbereiten Antizionismus ausblende. „Es braucht nur eine Person, die den Antizionismus dann als Rechtfertigung für Gewalt sieht“, betonen sie. Es fehle ein echter Dialog, der das Leid der Menschen vor Ort in den Mittelpunkt stelle und ohne den Angriff auf Identitäten, Bedrohung und Terrorverherrlichung aus-

Jüdische Studierende fordern eine:n Antisemitismusbeauftragte:n

komme. Auch Toni* von SfP Heidelberg beklagt Diffamierungsversuche in den Medien: „Viele dieser Vorwürfe basieren sehr auf starkem Rassismus.“

Die Vertreterinnen jüdischer Studierender in Heidelberg fordern eine:n Antisemitismusbeauftragte:n an der Universität. Die Uni Heidelberg betont auf Anfrage den offenen akademischen Diskurs ebenso wie die Wichtigkeit des Schutzes aller Menschen.

*Namen von der Redaktion geändert

Von Ulrike Husemann und Mathis Gensing

Undichte Planung

Von Bastian Mucha

Das Tagesessen fest umklammert bahne ich mir meinen Weg in Richtung Besteckausgabe. Eimern, Schildern und Tropfen gilt es, geschickt auszuweichen. Statt exotischem Abenteuer ist das in der Zentralmensa seit nun über einem Jahr Alltag, denn die Decke bleibt undicht.

Doch egal wie oft der Tropfen die Eimer zum Überlaufen bringt, das Mensapersonal ist stets zur Stelle. Von ausgeklügelten Abtropfvorrichtungen, über Sichtschutz und immer größeren Bottichen – sie scheuen keine Mühen.

Das Loch im Dach reparieren? Warum auch, wenn Studierende weiterhin bestaunen können, wie sich die Auffangbehälter ständig wandeln. Vielleicht geht es auch darum, die Mensagastinnen und -gäste zur Exzel-

lenz zu inspirieren. Die trübe Brühe in den Eimern ist wahrscheinlich gar nicht weit entfernt von der Ursuppe, in der einst das Leben entstand.

Als Biologe fühle ich mich hier gleich wohl. Ohne Handschuhe würde ich ihr trotzdem fernbleiben. Wasser und das Neuenheimer Feld – das ist und bleibt eine Lovestory. So kann die Enttäuschung über das leere Becken vor der Mensa vielleicht durch die Indoor-Wasserspiele gelindert werden.

Dass die Uni zumindest gut besuchte Orte wie die Mensa in Stand halten sollte, dass Essen durch Regenwasser kaum besser wird und dass temporäre Lösungen manchmal nicht reichen, spielt da keine Rolle mehr. Die Flucht zur trockenen Marstall-Mensa fällt mit der

bevorstehenden Schließung auch weg. Bleibt nur zu hoffen, dass die undichte Essensausgabe nicht das gleiche Schicksal ereilt wie das „Café Chez Pierre“ im Untergeschoss: Dauerbaustelle.

Nur das Gemurmel höherer Semester kündigt noch vom einstigen Glanz. Denn das Café ist seit Jahren geschlossen, nur die Website des Studierendenwerks weiß davon noch nichts.

Es bleiben viele Fragen: Wie lange hält die Zentralmensa noch? Müssen zwei Mensen gleichzeitig renoviert werden? Und welche Konstruktion entsteht als nächstes? Bis diese Fragen beantwortet sind, kann ich ein Abenteuer in die Wasserwunderwelt des Neuenheimer Feldes nur empfehlen.

Glosse

ruprecht fragt

Hinfallen und wieder aufstehen ist das, was sein Leben prägt: Lennart Sass hat bei den Paralympics 2024 die Bronzemedaille im Judo erkämpft. In Heidelberg trainiert er nicht nur am Olympiastützpunkt, sondern studiert auch Jura. Mit dem *ruprecht* spricht er über seine Erlebnisse aus Paris, wie der Sport ihm in schwierigen Zeiten weiterhilft und die wichtigsten Werte, die Judo vermitteln kann

Lennart Sass antwortet

Wer bist du?

Ich bin Lennart Sass, 24 Jahre alt und Jurastudent an der Universität Heidelberg. Zudem bin ich Judoka und habe bei den Paralympischen Spielen diesen Sommer die Bronzemedaille erkämpft. Bis 2016 konnte ich normal sehen, in den Sommerferien bin ich schlagartig an der seltenen Erbkrankheit LHON erblindet. Das war erstmal ein Schicksalsschlag, eine Herausforderung, an der ich mich neu orientieren musste.

Was denkst du, hat dir nach diesem Schicksalsschlag geholfen, der Mensch zu werden, der du heute bist?

Die Veränderung bin ich zuerst angegangen, indem ich zurück auf die Matte gegangen bin. Vieles ging nicht mehr: insbesondere Handball, meine damalige Leidenschaft. Aber wenn ich den Ball nicht mehr fangen konnte, konnte ich zumindest noch kämpfen. Das heißt im Alltag, aber vor allem auch auf der Matte. In dem Moment, in dem ich den Judoanzug getragen habe, war alles wie früher. Ich konnte meinen Sport vollwertig weitermachen, denn es gibt keine Behinderungen auf der Matte, keine Barrieren. Sobald ich meinen Partner gegriffen habe, ging alles wieder über das Körpergefühl, da musste ich nicht mehr sehen. Ich habe mich vor allem über die Matte zurück ins Leben gekämpft und konnte das in der paralympischen Welt fortsetzen.

Wann hat deine professionelle Judokarriere angefangen?

2022 hat die Qualifikationsreihe für Paris begonnen. Ich komme gebürtig aus Kiel, bin aber wegen der optimalen Vorbereitungsbedingungen vor zwei Jahren nach Heidelberg gezogen. Von hier aus haben wir dann den Erfolg aufgebaut. Ich habe bei der internationalen deutschen Meisterschaft mein Debüt gegeben und bin im gleichen Jahr bei den Europa- und Weltmeisterschaften Vizemeister geworden. Das war ein raketenförmiger Aufstieg, da bin ich mit meinem Kampfgeist wohl am richtigen Platz gewesen.

Wie sieht dein Tagesablauf zwischen Staatsexamen und Spitzensport aus?

Ich habe es immer in Phasen abgeschichtet. Im letzten Jahr vor den Spielen habe ich sehr intensiv trainiert: zwei, drei Mal am Tag. Morgens beginnt der Tag mit Kraft und Ausdauer, dann Technik und Koordination, Physiotherapie und abends Judotraining. Da ist neben der Regeneration nicht mehr besonders viel Zeit für die Universität. Nach Paris wechsele ich aus der Sporthalle an den Schreibtisch. Das Ziel ist es, ein Jahr durchzuziehen und mein Staatsexamen vorzubereiten. Ich bin gespannt auf den Twist, weil ich schon einen hohen Bewegungsdrang habe. Doch der Veränderung bedarf es, weil es wichtig ist, die Karriere nach meiner sportlichen Karriere vorzubereiten. Jura ist ja ebenso meine Leidenschaft, die ich wie alles, was ich anpacke, fertigstellen möchte. In der Zwischenphase nach Paris werde ich den Uni-Alltag also mit gleichbleibender Disziplin und Ehrgeiz durchziehen.

Wie wichtig ist für dich ein unterstützendes Umfeld?

Das Studium ist neben all meinen sportlichen Leistungen das übergeordnete Ziel, nach dem ich strebe. Da sind viele, die das strukturell mit ermöglichen. Die Juristische Fakultät arbeitet in Abstimmung mit dem Sportstipendium und auch die Laufbahnberatung vom Olympiastützpunkt sitzt mit am Tisch. Durch meine Blindheit habe ich einige Nachteilsausgleiche und auch meine Wettkampfphasen werden berücksichtigt. Das persönliche Umfeld ist natürlich ebenso wichtig. Neben meinen Kommilitonen und Trainern ist da natürlich auch meine Familie, die mich im sportlichen, universitären und gesamten Lebensweg unterstützt und mir immer den Rücken stärkt. Das ergibt das Gesamtbild davon, wo ich heute stehe, und dafür bin ich jedem einzelnen dankbar.

Wie waren deine Erfahrungen in Paris? Wie hat es sich angefühlt, in die Bronzemedaille in der Hand zu halten?

Paris war mit Abstand das Highlight meines Lebens. Sich beim größtmöglichen Wettkampf eine Medaille zu erkämpfen, ist ein Lebenstraum, der in Erfüllung gegangen ist. Das hätte ich niemals erwartet. Ich könnte Europa- und Weltmeisterschaften zusammenrechnen und



Besitzt jetzt ein Stück Eiffelturm: Lennart Sass.

Foto: Till Gonsler

es würde nicht an Paris herankommen. Ich habe es genossen, meine Leistung der letzten Jahre abzurufen und einfach vor internationalem Publikum meinen Judosport zu repräsentieren. Das ist eine riesige Ehre, der ich immer demütig gegenüberstehe. Als ich vor 10.000 Zuschauern in diese Halle vor dem Eiffelturm eingelaufen bin, war das unglaublich: Zu wissen, dass alle Weggefährten, die einen da hingebbracht haben, einem zuschauen. In dieser Bronzemedaille ist ein Stück vom Eiffelturm, aber auch ganz viel Blut, Schweiß und Tränen von dem Weg davor. Das bedeutet viel Verzicht und viele Herausforderungen, deren Überwindung man mit einem Stück Medaille einfach greifbar gemacht hat. Vom Tag selber kann ich tatsächlich wenig berichten: Er ist wie ein Film durchgelaufen.

Bist du nervös vor Kämpfen?

Ich habe positiven Druck. Das Adrenalin ist wahrscheinlich am Anschlag, aber innerlich bin ich ruhig und bereit, dass es losgeht. Auf der Matte passiert es dann einfach. Ich kann dann nicht mehr von Denken sprechen. Dieser Kampfgeist, der dort ausgelebt wird, ist intuitiv. Judo ist ein schneller Sport, er verzeiht keine Fehler. Da musst du wirklich auf die Sekunde fit sein. Das ist schon auch eine Challenge, dass man im Training auf diesen einen Tag hin trainiert. Alles richtet sich nach diesem Ziel, nach diesem Wettkampf, nach diesem Tag.

Nach einem nicht ganz unumstrittenen Urteil konntest du das Halbfinale in Paris nicht für dich entscheiden. Wie gehst du mit sportlichen Niederlagen um?

Sich über Erfolge aufzubauen ist das eine, das Positive kommt aber auch aus dem Negativen. Scheitern gehört gerade im sportlichen Kontext dazu. Im Judo hat man direkt Feedback, wenn man verliert. Das spürt man, wenn man auf die Matte fliegt. Im Halbfinale war das nochmal eine besondere Situation. Ich wusste nicht sofort, was passiert, weil die Niederlage zeitlich verzögert durch die Entscheidung des Kampfgerichts entstanden ist. Dort wurde ich kurz vor Schluss trotz Führung disqualifiziert, weil ich mit dem Kopf zuerst auf die Matte gekommen bin. Man nennt das Diving, das zählt als Selbstgefährdung. In dem Moment, in dem man sich schon im Finale sieht, ist das ärgerlich. Als Judoka habe ich es aber mit Fassung getragen. Es gibt keinen Zweifel am Kampfgericht. Ich habe mich auch nicht aufgeregt oder diskutiert, sondern habe mich verbeugt und bin von der Matte gegangen. Dann habe ich den Fokus umgelegt: Bronze ist das neue Gold.

Los Angeles wartet. Wie sehen deine nächsten vier Jahre aus?

Nach den Spielen ist vor den Spielen. In Los Angeles kämpfe ich auf jeden Fall. Da bin ich 28 und wahrscheinlich in meiner sportlichen Prime Time. Zusätzlich kommt noch die universitäre Karriere. Mein Studium möchte ich zumindest mit dem ersten Staatsexamen abschließen. Das gilt es jetzt vorzubereiten, sodass ich 2026 hoffentlich fertig bin. Parallel versuche, ich direkt schon das Trainingsvolumen hochzufahren. Gerade die letzten zwei Jahre vor den Spielen sind da entscheidend. Hier in Heidelberg eröffnen wir jetzt auch noch den Parajudo-Bundesstützpunkt, da gab es gerade nach Paris positiven Aufwind. Den möchte ich auch nutzen, um die Flagge für den Paraspport hochzuhalten. Das nächste halbe Jahr habe ich vor allem vor, andere Sportarten auszuprobieren, die sonst zu verletzungsgefährdend gewesen wären.

Womit sollten sich die Menschen mehr beschäftigen?

Mit mehr Gemeinschaft und dem Gefühl, füreinander da zu sein, wenn es darauf ankommt. Wenn man sieht, dass jemand den Kopf hängen lässt, wünsche ich mir, dass man ihn wieder aufbaut und versucht mitzuziehen, bis er selber wieder laufen kann. Das habe ich in der Judowelt so erfahren. Auch wenn wir Einzelsportler sind, ist man am Ende ein Team. Dieses Fairplay könnte man auch gerne öfter in der Uni sehen.

Das Gespräch führte Annika Badorf

Frage aus der Leser:innenschaft

Was wünschst du dir für die Zukunft des Paralympischen Sports?

Jeder Mensch, den ich bis jetzt kennenlernen durfte, ist ein Ausnahmeheld und -talent und denen gebührt auch die Bühne. Nicht nur zu den Spielen alle vier Jahre, sondern jeden Tag. Bis ein Paralympionik an der Startlinie steht, hat er schon so viel gemeistert, dass dieser eine letzte Lauf oder letzte Kampf vor der Weltöffentlichkeit nur noch die Spitze des Eisbergs ist. Alles, was darunter ist, ist auf jeden Fall einen Blick wert. Das würde ich mir für die paralympische Bewegung noch mehr wünschen: Dass die Athleten mit der Persönlichkeit, dem Charakter und dem Rucksack, den sie tragen, gesehen werden. Dann ist es, denke ich, selbstverständlich, dass es in den Köpfen keine Abstufung zwischen den Olympischen Spielen und den Paralympics mehr gibt.

„Auf der Matte gibt es keine Barrieren“

Bildung sucht Geld

Private Bildung muss man sich leisten können.

Nicht-staatliche Hochschulen werden zunehmend beliebter, allein in Heidelberg finden sich mindestens fünf. Was sind die Gründe und was heißt das für die öffentlichen Universitäten?

Private Universitäten erfreuen sich in Deutschland steigender Beliebtheit. Studierten 2015 und 2016 etwa acht Prozent der Studierenden an einer Privathochschule, waren es 2023 bis 2024 schon über zwölf Prozent. Dabei hatten Privathochschulen in der Vergangenheit einen schlechten Ruf, veröffentlichte der Spiegel noch 2013 ein Interview mit dem Titel „Eine Elite von naiven Automaten“. Inzwischen ist die Kritik jedoch leiser geworden. Gibt es also nichts mehr zu ihnen zu sagen?

Heidelberg gehört nicht allein der Ruprecht-Karls-Universität: Neben der Pädagogischen Hochschule können Studierende auch an mehreren privaten Hochschulen ihre Abschlüsse erwerben: Die Schiller International University, die Fresenius Hochschule, die internationale Berufsakademie der F+U, die SRH-Hochschule und zuletzt die Hochschule für Jüdische Studien bieten anerkannte Hochschulabschlüsse. Die Hochschule für Jüdische Studien (HfJS) arbeitet, anders als die meisten privaten Hochschulen, nicht gewinnorientiert. Sie ist durch gemeinsame Lehrveranstaltungen und personelle Überschneidungen eng an die staatliche Universität gebunden. Die meisten privaten Hochschulen verlangen weitaus größere Beträge: Bundesweit kostet ein Studium an einer privaten Universität im Schnitt etwa 520 Euro im Monat, ein Masterstudium etwa 700 Euro.

Sam* studiert Soziale Arbeit an der SRH-Hochschule. Die Stiftung Rehabilitation Heidelberg hat ihren Ursprung als Ausbildungsort für Menschen mit Behinderungen und Kriegsversehrte, unterhält heute aber bundesweit Standorte. Das Unterrichtsmodell der SRH hat Sam klar überzeugt: „Ich bin davon ausgegangen, dass das der einzige Weg wäre, mit dem ich ein Studium schaffen könnte.“ Sam glaubt, dass die Vielzahl an Prüfungen, die an einer staatlichen Universität parallel zueinander abverlangt werden, zu viel gewesen wären. Sam ist neurodivers: Unter diesen Begriff fallen zum Beispiel Autismus oder ADHS, die oft mit einem höheren Bedürfnis nach Strukturen oder erhöhter Empfindlichkeit gegenüber Reizen einhergehen.

Das sogenannte CORE-Modell der SRH unterteilt den Lehrstoff in Modulblöcke von jeweils fünf Wochen. Innerhalb dieser Modulblöcke wird nur ein Thema behandelt. Am Abschluss davon steht dann eine Prüfungsleistung. In Sams Fach war das oft eine schriftliche Arbeit von insgesamt 20 Seiten, manchmal auch ein Vortrag. Geschenkt wird der Abschluss also auch hier nicht einfach. Schließlich sind die Abschlüsse der SRH, wie auch die der meisten privaten Hochschulen, staatlich akkreditiert. Dafür zuständig ist der Wissenschaftsrat, eine Einrichtung von Bund und Ländern. Seine externen Prüfer:innen bewerten die Qualität der Lehre und Prüfungen sowie die Finanzierungsstruktur privater Hochschulen. Das Votum des Wissenschaftsrates ist ausschlaggebend für eine staatliche Akkreditierung der Abschlüsse.

„Die öffentlichen Hochschulen sind vorsätzlich ausgehungert“

Valentin vertritt die Studierenden der verschiedenen SRH-Campus. Auch für ihn gab das CORE-Modell den Ausschlag, an der SRH Architektur zu studieren: „Das Erlernte wird vertieft und dann angewendet. Es ist also kein einfaches Auswendiglernen und dann wieder Vergessen, sondern praxisbezogen.“

Wie belastend sind die Studiengebühren für Studierende der SRH? Sam kam trotz der hohen Kosten finanziell gut zurecht: „Ich hatte erst mit dem Studium angefangen, als ich wusste, dass ich es mir leisten kann. Gegen Ende des Studiums wurde es mit dem Ersparnen aber relativ knapp, das ich mir erarbeitet hatte.“ Es habe jedoch ausgereicht. Valentin erwähnt außerdem, dass etwa 90 Prozent der Studierenden ihr Studium in Regelstudienzeit abschließen würden. Die Kosten sind also offenbar gut einzuplanen.

Neben den positiven Aspekten stört sich Sam vor allem an einer Sache: „Ich würde mir wünschen, dass sich die Hochschule mehr um die aktuellen Studis und deren Wünsche kümmern würde anstatt Sponsor:innen anzuwerben und Marketing zu betreiben.“ Sam findet, dass die Versorgung von pflege-

bedürftigen Studierenden, die am SRH-Campus wohnen, im Vergleich dazu zu kurz kommen.

Der Campus der SRH, dessen Szenerie von einem weithin sichtbaren Turm aus Glas und blau lackiertem Stahl beherrscht wird, ist komplett barrierefrei. Der Gegensatz beispielsweise zur Bergius-Vil-

sätzlich ausgehungert“ sei: „Eine zentrale Ursache für die Popularität privater Schulen und Hochschulen ist der teils desolate bauliche, personelle und administrative Zustand staatlicher Einrichtungen. Obwohl die Universitäten seit den 1970er-Jahren stetig steigende Studierendenzahlen zu verzeichnen hatten,

Die Entwicklungen in der Lehre und Forschung, bei der private Hochschulen vorangingen, gefährdeten, so Engartner, die Hochschullehre selbst. Indem sich die Lehre auf Anwendbarkeit und die Forschung auf „Exzellenz“ konzentrierte, ginge einer ihrer zentralen Aspekte verloren: „Die Einheit von For-



Hoch hinaus, wenn du es dir leisten kannst: In diesem Elfenbeinturm gibt es einen Aufzug.

Foto: Lara Husemann

la, die sich die Islamwissenschaft, der Studierendenrat, der *ruprecht* und die theoretische Physik teilen und bei der der Putz von der Außenwand fällt, ist unübersehbar. Um den veralteten Lastenaufzug dort zu nutzen, musste lange ein Termin mit dem Hausmeister vereinbart werden.

Mehrere moderne, leise Aufzüge mit klar sichtbarer Beschriftung helfen hingegen dabei, den SRH-Campus zu durchqueren. Valentin lobt diese Barrierefreiheit: „Ich bin Rollstuhlfahrer, kann hier absolut eigenständig studieren und bin nie auf fremde Hilfe angewiesen.“ Die SRH ist mit der Attraktivität ihres Bildungsangebots nicht alleine. Der Kölner Professor für Sozialwissenschaften Tim Engartner, der zu ökonomischer Bildung forschet, schreibt: „Private Hochschulen erfreuen sich nach wie vor eines starken Zulaufs. Ihnen gelingt es auf besserer Weise als staatlichen Hochschulen, die Erwartungshaltungen von Studierenden zu bedienen.“

Die kleinformigen Lehrveranstaltungen – mit maximal 30 Studierenden in einer Lerngruppe – und innovativen Methoden sowie die im Vergleich zur staatlichen Uni oft bessere Ausstattung sind nicht nur der SRH vorbehalten.

Sind die privaten Universitäten also einfach wettbewerbsfähiger? Das effiziente Unternehmen gegen den trägen Staat? Engartner weist auch auf Schließungswellen von Privatuniversitäten zwischen 2009 und 2013 hin, wie zum Beispiel der Privatuniversität Rostock. Eine generell überlegene Wettbewerbsfähigkeit lasse sich also nicht behaupten.

In diesem Zusammenhang weist Engartner auch darauf hin, dass das öffentliche Bildungssystem „vor-

gab es keine adäquate Aufstockung der Finanzierung. „Personalmangel und daraus resultierende unterdurchschnittliche Betreuungsverhältnisse sind die Folge“, kritisiert Engartner. Die zunehmende Beliebtheit von privaten Hochschulen setze die öffentlichen weiter unter Druck.

Die Unterfinanzierung der öffentlichen und das Gedeihen der privaten Hochschulen ist für Engartner auch politisch gewollt: Viele Wissenschaftsminister:innen würden darauf abzielen, die öffentliche Lehre nach Vorbild der Privatuniversitäten anwendungsbezogener und effizienter, man könne auch sagen: „verschulter“, zu gestalten. Die „anwendungsbezogenen Studiengänge“ sollten verstärkt in den Mittelpunkt gestellt werden.

Der Wettbewerbsgedanke soll die Forschung antreiben. Es werde nur ein bestimmtes Verständnis von

„Ich kann hier vollkommen eigenständig studieren“

„Exzellenz“ honoriert. Bekannt ist dabei vor allem die Exzellenzinitiative des Bundes, die Forschungsprojekte fördern soll. Das bedeute laut Engartner Förderung nach dem sogenannten „Matthäusprinzip“: Wer die Voraussetzungen für gute Forschung habe, dem werde noch mehr gegeben. Auch in Heidelberg sind zwei sogenannte Exzellenzcluster angesiedelt.

Bei aller Freude über herausragende Forschung und deren Bedeutung bleibt jedoch der bittere Beigeschmack einer fehlenden Grundförderung: Muss es bröckelnden Putz und „Exzellenz“ an derselben Universität geben?

Schließlich kritisiert er die hohen finanziellen Hürden. Diese würden soziale Selektionsmechanismen verstärken. „Bildung ist die zwingende Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe. Zugang zu ihr sollte idealerweise für niemanden und zu keinem Zweck eingeschränkt werden“, so Engartner. Wenn statt der Eignung vor allem die finanzielle Situation über die Zulassung entscheide, festige dies die bestehenden Strukturen sozialer Ungleichheit.

Das grundsätzliche Problem privater Hochschulen bleibt: Bildung ist eine Frage des Geldbeutels. Angesichts ihrer zunehmenden Beliebtheit wird dieses Problem nicht verschwinden, sondern eher größer werden. Unterfinanzierte öffentliche Dienste in anderen Ländern geben einen Ausblick in die Zukunft: Zum Beispiel die Gesundheitsversorgung im Vereinigten Königreich, die kurz davor steht, durch ein angeblich „überlegenes“ privates Modell ersetzt zu werden.

Unterfinanzierte öffentliche Dienste in anderen Ländern geben einen Ausblick in die Zukunft: Zum Beispiel die Gesundheitsversorgung im Vereinigten Königreich, die kurz davor steht, durch ein angeblich „überlegenes“ privates Modell ersetzt zu werden.

*Pseudonym

Musterbeispiel für die Finanzierung der Uni Heidelberg.

Foto: Till Gonser



Michèle Pfister kennt den Zustand der Bergius-Villa als rupi zur Genüge

Mach's gut, Marstall

Das Herz des Heidelberger Studi-Lebens wird zur Baustelle.
Die Kult-Mensa schließt ab Mai wegen Sanierungsarbeiten für mehrere Jahre.
Über das warum, wie lange und wo wir in Zukunft kalten Brokkoli essen

Couscoussalat und Pommes essen, mit den Freund:innen auf einen Kaffee treffen, Fußballspiele ansehen, ...

Die Marstallmensa ist für viele Studierende in der Altstadt das Zentrum des Unialltags schlechthin. Jeden Tag werden hier im Schnitt 2000 Mahlzeiten verzehrt. Im Marstall treffen sich nicht nur Jurist:innen und Archäolog:innen am Buffet, hier kommen Lesekreise und Sprachtandems zusammen, es wird gelernt und Karten gespielt. Regelmäßig gibt es kleine Live-Konzerte im Marstallcafé, montags wird Tatort geschaut.

Doch das alles ist ab Mitte 2025 vorerst Geschichte. Wie der *ru-precht* bereits letzten Sommer berichtete, muss der Gebäudekomplex wegen Brandschutzmaßnahmen vollständig saniert werden. Das be-

Die Marstallmensa ist erstmal Geschichte

deutet, dass nicht nur die Zeughaus-Mensa, sondern auch die dort ansässige Verwaltung ausziehen muss. Das Büro für Studienfinanzierung ist schon im Juli umgezogen. Bereits im Mai nächsten Jahres soll der Marstall geschlossen werden, damit die Bauarbeiten wie geplant im August beginnen können. Herr des Verfahrens ist das Land Baden-Württemberg als Eigentümer des Gebäudes, gerechnet wird mit Kosten von insgesamt etwa 42,5 Millionen Euro.

Es wird „einmal alles auf links gedreht“, wie es Tanja Mordow, Geschäftsführerin des Studierendenwerks, dem Betreiber der Mensa, ausdrückt. Konkret heißt das, dass das Gebäude abgesehen von den Anpassungen an den Brandschutz so weit wie möglich behindertengerecht umgebaut wird, die Küche und die Technik aktualisiert und neue Kühlzellen installiert werden. Auch das Marstallcafé wird erneuert. Dort sollen Boden, Wände und Technik nach Brand- und Arbeitsschutz ertüchtigt werden und es soll neue Fenster erhalten. Das Lesecafé muss wegen der Installation der neuen Technik verkleinert werden. Bei diesen umfassenden Maßnahmen gibt es einige Herausforderungen, schließlich steht das Gebäude unter Denkmalschutz. Um 1510 erbaut, zählt der Marstall zu den ältesten erhaltenen Bauwerken Heidelbergs und kann deshalb nicht ohne weiteres umgebaut werden.

Die größte Herausforderung wird es aber sein, einen Ersatz für die Zeughaus-Mensa zu finden, um ihren Ausfall zu kompensieren und

Sogar über ein Kreuzfahrtschiff auf dem Neckar habe man nachgedacht

den Studierenden weiterhin Mahlzeiten und Aufenthaltsmöglichkeiten zu bieten. Bereits die Suche nach Alternativen gestaltete sich

schwierig, die Anforderungen waren hoch. Die Kosten müssen im Rahmen des Möglichen liegen und es muss selbstverständlich genug Platz vorhanden sein. Gerade in der Altstadt waren die Möglichkeiten durch die hohen Kosten und den mangelnden Platz begrenzt.

Die dortigen Glaswände sollen allerdings zum Zwecke des Lärmschutzes und der Gemütlichkeit bleiben. Auch Container im Innenhof kommen infrage. Besonders wichtig bei diesen Maßnahmen ist, dass alle Fluchtwege weiterhin gesichert sind.

nicht alles kompensieren können, das ist ganz klar“, so Mordow. Das Personal hingegen bleibt vollständig und wird zukünftig in den anderen Mensen zum Einsatz kommen, an der Zeughaus-Mensa hängen schließlich die Arbeitsplätze von 30 Menschen.

Preiserhöhung nicht völlig ausschließen könne, wie einem Stura-Protokoll von Juni dieses Jahres zu entnehmen ist. Bereits im Vorfeld

Wiedereröffnung frühestens Ende 2028 erwartet

kritisierte der Studierendenrat die Pläne des Studierendenwerks scharf und forderte, eine Ersatzlösung zu finden, die die bisherigen Kapazitäten zu mindestens 90 Prozent deckt. Die geplante Kompensation des Marstalls hält der Stura für unzureichend und schlägt Kooperationen mit Restaurants vor.

Kulturelle Veranstaltungen wie Poetry-Slams oder Film-Vorführungen, die gewöhnlich im Marstall stattfinden, will das Studierendenwerk voraussichtlich auf den Campus Bergheim sowie in und vor die Triplex auslagern. Ein genaues Konzept stehe hierfür noch nicht fest. Für weitere Räume zum Lernen und Aufhalten will das Studierendenwerk mit der Uni zusammenarbeiten. Laut Angaben der Universität sei diese bereits mit verschiedenen Akteuren im Austausch. Fest steht, dass sie den Theatersaal aus dem Seminarraumangebot nimmt, um dort einen Lern- und Aufenthaltsort zu schaffen.

Wie lange die Studierenden letztendlich auf den Marstall verzichten müssen, hängt davon ab, wen man fragt. Die Behörde Vermögen und Bau geht von einer reinen Bauzeit von etwa drei Jahren aus. Inklusive Ein- und Auszug dürfte selbst diese optimistische Prognose vier Jahre dauern, so Tanja Mordow. Die Wiedereröffnung des Marstalls würde somit ins Wintersemester 2028/29 fallen. Sie sei allerdings eine „vorsichtige Person“ und wisse, dass sich Bauprojekte gut und gerne verzögern.

Von Pauline Zürbes



Erstmal keine Bierbänke und Liegewiese mehr.

Fotos: Fabio Massacci

Dabei gab es durchaus kreative Ansätze. Container und ein Festzelt im Innenhof des Marstalls wurden in Betracht gezogen, unterirdische Lösungen standen zur Debatte. Sogar über ein Kreuzfahrtschiff auf dem Neckar habe man laut Mordow in der verantwortlichen Arbeits-



gruppe durchaus nachgedacht. Letztendlich fiel die Wahl auf die Triplex-Mensa und die Krehl-Klinik am Campus Bergheim.

Da die Triplex aktuell nicht über das Fassungsvermögen für die erwartete Masse an Studierenden verfügt, werden Maßnahmen zu ihrer Ausweitung getroffen. So wird etwa die Außenbestuhlung aufgestockt und die alte Bücherei komplett geleert und in einen Raum zum Essen und Lernen umfunktio-

nieren. Darüber hinaus steht die Ausweitung der Küche auf dem Plan, um die zusätzliche Masse an Essen bewältigen zu können.

Und nicht nur räumlich wird die Triplex-Mensa vergrößert. Auch die Öffnungszeiten sollen deutlich länger werden, denn zur Zeit hat sie als Saisonmensa gerade mal von 11:00 bis 14:00 Uhr geöffnet.

Schon im Jahr 2008, als die Marstallmensa schon einmal wegen Bauarbeiten schließen musste, wurde die Triplex-Mensa mit zusätzlichen 380 Stühlen ausgestattet. Damals ging es aber nur um eine Ausweichmöglichkeit für wenige Monate, während die diesmaligen Maßnahmen deutlich länger andauern werden. Ungefähr zeitgleich mit der Schließung ist geplant, die Krehl-Klinik im Campus Bergheim zu eröffnen. Die Fertigstellung dieser Mensa ist bereits zwei Jahre im Verzug, soll aber im Sommer nächsten Jahres abgeschlossen werden und dann als weitere Ausweichmöglichkeit dienen.

Die Geschäftsführerin des Studierendenwerks Mordow geht davon aus, mit diesen Maßnahmen insgesamt 40 Prozent des üblichen Betriebs ausgleichen zu können. Es bleibt allerdings unsicher, wie viele Studierende diese Alternativen tatsächlich nutzen. Das hänge schließlich mit den Präferenzen der Studierenden zusammen. Ob es sie statt ihrem regulären Marstall in die Zentralmensa im Neuenheimer Feld verschlägt, sie sich ein Schokocroissant beim Bäcker holen oder doch in die Triplex gehen, sei schwer vorherzusagen. „Wir werden

Angst, dass der Mensabesuch durch die Maßnahmen zum Luxusausflug wird, muss allerdings nicht bestehen. Es sind laut Studieren-

Eine Preiserhöhung könnte man nicht völlig ausschließen

denwerk keine Preiserhöhungen geplant. Bei einem Gespräch mit dem Studierendenrat erwähnte Tanja Mordow hingegen, dass sie eine

ANZEIGE

theaterundorchesterheidelberg

Vom Hörsaal gratis ins Theater

Mit dem Studi-Ausweis
kostenlos ins Theater -
sooft du willst!

Alle Infos unter
theaterheidelberg.de

Reakkreditie... was?

Hinter diesem Zungenbrecher steckt der Grund, warum man am Semesterende in Veranstaltungen mit Fragebögen überhäuft wird.

Weshalb Kritik an der Lehre so wichtig ist, beantwortet uns das Heiquality-Büro

Das Seminar war schlecht organisiert? Aus der Vorlesung nichts mitgenommen? Zu alte Ausrüstung im Praktikum? Man mag sich noch so sehr anstrengen, manchmal läuft es einfach nicht im Studium. Wo wird eigentlich dafür gesorgt, dass die Lehre in Heidelberg gut ist? Die Antwort ist gar nicht so einfach. Ausgehend vom Fach und Fachschaften bis hin zum Senat kümmern sich viele Menschen aus allen Ebenen um die Qualität von Forschung und Lehre. Am Ende laufen die Fäden in einem urigen Hinterhaus nahe der Heiligeistkirche zusammen, bei Sonja Kiko, Geschäftsführerin des Heiquality-Büros.

Sie koordiniert mit ihrem Team unter anderem die Lehrveranstaltungsbefragungen und die Reakkreditierung von Studiengängen, bei der das jeweilige Studienangebot auf seine Qualität geprüft wird. Dabei ist das Heiquality-System vor allem ein Impulsgeber: „Wir geben den Anstoß, auf einen Studiengang genauer zu schauen. Die eigentliche Qualitätsentwicklung findet im Fach statt“, erklärt Kiko. Wenn also in der Geschichte zu wenige Seminare angeboten würden, müsste das erst einmal fachintern thematisiert werden, zum Beispiel über interne Evaluationen.

Die Evaluationen sind nicht bloß Feedback für die Dozierenden. Wird eine Lehrveranstaltung schlecht bewertet, bringt das in der Fakultät Steinchen ins Rollen. Je nach Struktur des Faches geht das Problem durch verschiedene Gremien, Lösungsansätze werden gesucht und das Steinchen möglichst schnell entfernt. Alle acht Jahre wird – koordiniert durch das Heiquality-Büro – überprüft, wie viele der Steinchen immer noch rollen. „Dann wird gemeinsam darüber nachgedacht, ob man etwas verändern sollte. Und als positiven Nebeneffekt gibt es den Reakkreditierungsstempel für den Studiengang“, so Kiko. Dabei sei neben der „Größe des Kieselhaufens“ aller Probleme auch der Dialog mit Lehrenden und Studierenden entscheidend: Wie viel wurde in den letzten Jahren getan? Was war erfolgreich? Wo wollen wir hin?

Es gibt kein Fach, das keine Probleme hat, und es gibt kein Fach, das keine Stärken hat



Sonja Kiko von Heiquality.

Foto: Till Gonser

Für die Qualität der Lehre ist es daher sehr wichtig, dass sich Lehrende und Studierende Zeit nehmen. „Das fängt beim Aller kleinsten an, indem man an Befragungen zu Lehrveranstaltungen oder zum Studiengang teilnimmt.“ Das sei die beste Möglichkeit, im System einen aktiven Part zu spielen, so Kiko. Die Evaluationen werden meist im letzten Drittel der Vorlesungszeit durchgeführt. Dies habe den Sinn, dass die Lehrenden die Ergebnisse mit den Studierenden rückkoppeln könnten, so Kiko. „Sie als Studierende können bei ihren Lehrenden einfordern, ein Resümee zur Befragung zu erhalten. Die Lehrenden müssen nicht die komplette Auswertung preisgeben, aber sie sollten mitteilen, welches Feedback sie daraus mitgenommen haben.“

Über Evaluationen lassen sich im laufenden Betrieb Verbesserungen erzielen, und man muss nicht acht Jahre bis zur Reakkreditierung warten. Doch auch dort fließen die Bewertungen ein – in einen Index, der angibt, ob die Veranstaltung durchschnittlich sehr gut, gut oder schlechter bewertet wurde. Auf den Seiten der Universität lassen sich die zugehörigen Berichte herunterladen, wo die Lehrveranstaltungen in Tortendiagrammen dargestellt sind: von grün über gelb bis rot. Die allermeisten Torten sind sehr grün, rot kommt meist als kleiner Streifen am Rande vor.

Auch über die Bewertung von Lehrveranstaltungen hinaus kann man sich für gute Lehre engagieren. In vielen Gremien der Qualitätsentwicklung werden Studierende gebraucht. Um zum Beispiel Senatsbeauftragter:in für Qualitätsentwicklung zu werden, muss man sich nur melden – es braucht dazu kein Vorwissen. Zusammen mit Mittelbauvertreter:innen und Dozierenden begutachtet man andere Studiengänge, gibt Impulse und spricht Probleme an. „Im eigenen Fach sieht man vielleicht den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Daher berät beispielsweise die Physikerin den Ägyptologen“, erzählt Kiko. So könne man Parallelen entdecken und die Lösungsansätze anderer Fächer auf den eigenen Studiengang übertragen. Davon profitierten beide Seiten, denn: „Es gibt kein Fach, das keine Probleme hat, und es gibt kein Fach, das keine Stärken hat.“

In manchen Momenten mag man dem Konzept des eigenen Studiengangs ausgeliefert sein – doch man kann es auch aktiv mitgestalten, sich beschweren, Impulse setzen. Mit den Dozierenden ins Gespräch kommen. „In den meisten Fächern funktioniert der Dialog über Qualität schon sehr gut“, so Kiko. „Ich würde mir wünschen, dass das beibehalten wird. Und, dass Mindeststandards in Studium und Lehre selbstverständlich sind.“ Damit keine Felsbrocken im Studienverlauf mehr auftauchen, sondern höchstens Kieselsteinchen.

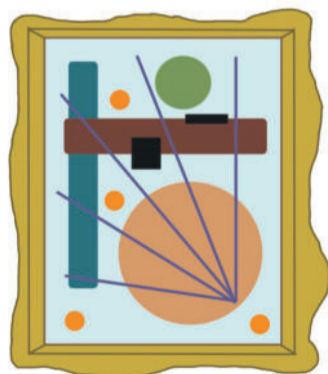
Von Lena Hilf

Probier's mal mit was Anderem

Dein Studium ist zu eintönig? Der *ruprecht* hat spannende Veranstaltungen gesammelt, die sich auch für Fachfremde eignen

Ein Studium kann manchmal wie ein Mikrokosmos sein. Man lebt innerhalb der eigenen Fächergrenzen und absolviert nach Interesse oder Pflicht. Aber die Welt der Studiengänge ist groß und reich an interessanten Themen und Veranstaltungen. Darum hier ein paar Vorschläge, mit welchen Vorlesungen man vielleicht auch mitten im Semester mal bei „den Anderen“ schnuppern kann.

Sich in Veranstaltungen eines anderen Studiengangs zu setzen, ohne sich wie ein Fisch auf dem Trocknen zu fühlen, ist natürlich nicht immer leicht. Wer sich aber ein wenig für Astronomie interessiert, soll-



te unbedingt die Vorlesungen „für Neugierige“ der Fakultät für Physik und Astronomie ausprobieren. Diese extra für Fachfremde konzipierten Vorlesungen führen in den Sommersemestern in einen Aspekt der Astronomie ein und vertiefen in den Wintersemestern zu eben diesem Thema. Dieses Wintersemester wartet die Vorlesung zum Beispiel mit schwarzen Löchern und Gravitationswellen auf euch.

Wer sich eher geneigt sieht, in der Biologie zu schnuppern, könnte wiederum in der Vorlesung „Prinzipien des Überlebens“ vorbeischaun. Diese Vorlesung beschäftigt sich mit den Herausforderungen für komplexe Lebensformen und die Lösungs-

ansätze, die sich dafür entwickelt haben. Die Vorlesung bleibt durch viele Bilder und Beispiele auch für bloß Interessierte zugänglich.

Auch die Geistes- und Sozialwissenschaften haben natürlich das ein oder andere spannende Thema zu bieten. Wer vor der Bundestagswahl im nächsten Jahr nochmal eine Auffrischung zum politischen System in Deutschland sucht, sollte unbedingt mal in der Vorlesung „Grundlagen des politischen Systems der Bundesrepublik“ in diesem Semester vorbeischaun. Dort gibt es einen Abriss über die wichtigsten Institutionen des politischen Systems und einige wichtige Akteure. Wer das Ganze lieber auf Basis des Gesetzes-



lernen möchte, sollte die Vorlesungen zum Staatsrecht besuchen, die in Staatsrecht 1 den Aufbau des Staates und in Staatsrecht 2 die Rolle der Grundrechte behandeln.

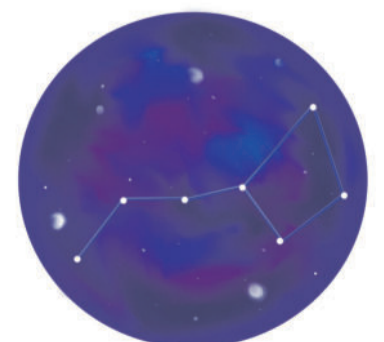
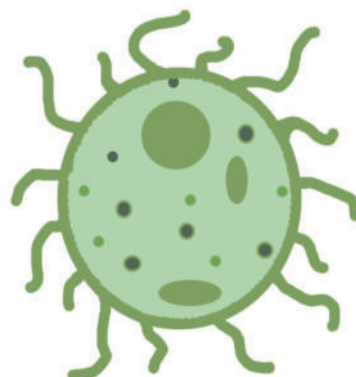
Wem aktuell relevante Themen nicht gefallen, der könnte sich vielleicht für die Ringvorlesung der Mediävistik am Germanistischen Seminar begeistern. Die verschiedenen Dozierenden referieren dabei jedes Wintersemester wöchentlich zu einem anderen Thema. Dieses Semester warten zum Beispiel „Figuren in der mittelalterlichen Literatur“ wie Iwein oder Parzival auf euch.

Wer sich für Kunst interessiert, könnte mal das Propädeutikum

„Form und Stil“ der Kunstgeschichte ausprobieren. Dort werden die Entwicklungen der Kunst vom Mittelalter bis in die Moderne nachvollzogen.

Und wenn man sowieso schon dabei ist den eigenen Stundenplan zu füllen, könnte man es ja auch mal mit einem Sprachkurs, wie etwa „Modernes Japanisch 1“ von einem Institut statt des ZSLs probieren. Die Liste lässt sich ewig weiterdenken, denn die Welt steht einem an der Uni praktisch offen. Es lohnt sich also, ruhig mal jenseits des eigenen Faches das Vorlesungsverzeichnis zu durchforsten.

Von Marco Winzen



Grafiken: Kaisa Eilenberger

Vorlesungsfreier Zeitvertreib

Keine Uni, kein Plan? Auch in der vorlesungsfreien Zeit muss man sich beschäftigen.
Was man in den Semesterferien so alles machen kann

Das Ende der Vorlesungszeit erreicht, durch die Klausurenphase durchgepowert und schon hat man sie vor der Nase: zweieinhalb Monate Semesterferien. Aber sind es wirklich Ferien? Warum verwenden viele lieber die vorsichtige Bezeichnung „vorlesungsfreie Zeit“? Fünf Studierende berichten von ihren Sommerbeschäftigungen und zeigen, wie unterschiedlich man die vielen Wochen zwischen den Semestern gestalten kann.

Timo studiert Physik und hat einen Großteil seines Sommers in Heidelberg mit einem Pflichtpraktikum verbracht. Ich studiere Germanistik im Kulturvergleich und Soziologie und habe ein freiwilliges Praktikum im Ausland absolviert. Auch Robert, der Geografie und Politikwissenschaft studiert, war im Ausland unterwegs, allerdings ohne akademische Agenda – er hat eine siebenwöchige Reise durch Zentralasien unternommen. Ulrike studiert Jura und hat außer ihrem Schreibtisch nicht sehr viel von der Welt gesehen. Justus hat bei seinem Ferienjob auf einem Volksfest in Bayern langweilige, aber gut bezahlte Arbeit geleistet.

Schnell wird ersichtlich, dass einige von uns mehr ‚Ferien‘ hatten als andere. Das kann man sich zwar manchmal aussuchen, aber auch nicht immer. Pflichtpraktika sind beispielsweise als Module in der Prüfungsordnung eines Studiengangs festgeschrieben. Timos Laborpraktikum gehört zu denen, deren Ort und Zeitpunkt im Studienverlauf festgelegt sind. Es bestand aus einer Reihe von Versuchen, für die die Praktikant:innen jeweils ein Protokoll schreiben mussten. Der Arbeitsauf-

wand ist nicht zu unterschätzen: „Die von den Dozenten angegebene Arbeitszeit ist für Normalsterbliche auf keinen Fall genug“, sagt Timo. Aufgrund des hohen Arbeitsvolumens habe sich die Zeit der Semesterferien für ihn nicht wirklich von der Semesterzeit unterschieden, und viel Zeit zur Erholung sei ihm nicht geblieben.

Wer keine Pflichtpraktika machen muss, aber trotzdem schon während des Studiums Praxiserfahrungen sammeln möchte, kann sich auch selbstständig ein Praktikum suchen. Ich habe diesen Sommer ein einmonatiges Unterrichtspraktikum an einem Gymnasium in Sarajevo absolviert, das für mich Reisen und Lehrerfahrung vereint hat, da ich neben meiner 30-stündigen Arbeitswoche auch reichlich Zeit hatte, die Stadt und Umgebung zu erkunden. Die Semesterferien eignen sich für

Die Vorgaben des Studiums bestimmen darüber, wie viel Freizeit bleibt

kurze Praktika, da so auch Zeit für Hausarbeiten oder Urlaub bleibt. Noch dazu kann man sich freiwillige Praktika fürs Studium anrechnen lassen, und damit gegebenenfalls kommende Semester etwas entzerren.

Aus einem ähnlichen Grund hat sich Ulrike diesen Sommer gleich mehrere Hausarbeiten vorgenommen, was in den Geisteswissenschaften durchaus üblich ist. Sie hat unter der Woche an den Arbeiten geschrieben und sich die Wochenenden freigenommen. Auch für einen Urlaub hat sie noch Zeit gefunden. Da man sich das Thema einer Hausarbeit meist selbst aussuchen kann, bieten diese durchaus eine



Schufften, schreiben oder weit verreisen – dazu sind die Semesterferien da.

Grafik: Felix Albrecht

Möglichkeit, sich intensiv mit den Dingen zu beschäftigen, für die man sich besonders interessiert. Trotzdem kann es passieren, dass bei mehreren Hausarbeiten hintereinander irgendwann die Motivation schwindet. „Nach Ferien fühlt es sich erst dann an, wenn man fertig ist“, meint Ulrike – und je mehr Hausarbeiten man schreibe, desto länger sei man damit beschäftigt.

Kurz und effektiv war dagegen Justus' Sommerbeschäftigung: Sein Ferienjob auf dem Gäubodenvolksfest Straubing in Bayern dauerte nur zehn Tage. Die Arbeit habe daraus bestanden, in einem Bierzelt den Ausschank zu kontrollieren. Eine Arbeit, die „extrem eintönig und langweilig ist“, beschwert sich Justus. Allerdings seien sowohl das Verhältnis zu den Kolleg:innen als auch die Bezahlung sehr gut, sodass er diesen Job mittlerweile zum drit-

ten Mal gemacht hat. Generell kann es sinnvoll sein, die Semesterferien zum Arbeiten zu nutzen, besonders wenn man unter dem Semester lieber nicht arbeitet. „Ich würde auf keinen Fall die kompletten Semesterferien für einen Job opfern, ein paar Wochen bieten sich aber natürlich gut zum Jobben an“, sagt Justus.

Wie wir alle wissen, hat die Welt aber noch viel mehr zu bieten als Labore, Schreibtische und Bierzelte. Robert benutzt seine Semesterferien gerne zum Reisen: „Ich genieße es, fremde Kulturen und Küchen zu entdecken und in Regionen unterwegs zu sein, die wenig bis gar nicht touristisch erschlossen sind“, schwärmt der Geografiestudent. Diesen Sommer war er in Kirgistan, Kasachstan, Usbekistan und Tadschikistan unterwegs. Es sei ein abenteuerlicher Urlaub gewesen, der

sich zwar nach Reisen angefühlt habe, aber nicht nach Ferien, berichtet er. Das gute am Urlaub ist ja, dass man das Ziel und die Aktivitäten selbst wählen kann. Wer also lieber auf Bali am Strand liegt, kann auch das in den Semesterferien tun.

Wie man die Zeit zwischen den Semestern nutzt, hängt letztendlich von den Vorgaben des Studiums, aber auch von den eigenen Wünschen und Prioritäten ab. Wie auch die Studierenden in diesem Artikel, füllen viele ihre Zeit mit Dingen, für die unter dem Semester keine Zeit bleibt, oder für die sich die Semesterferien besser eignen. Wer den Anspruch auf echte Ferien hat, wird schnell enttäuscht, aber wer die Semesterferien als Abwechslung zum Studienalltag sieht, kann doch Gefallen darin finden.

Von Odette Lehman

Technischer Fortschritt ist ein Tintenkiller

Wir machen ein Fass auf: Ein Plädoyer für das Schreiben mit Füller, auch an der Uni

Man mag es Fortschritt nennen, dass heute in Vorlesungen und Seminaren fast nur noch Laptops und Tablets zu sehen sind. Doch während das Papier zusehends verschwindet, lohnt es sich, auch ab und zu den Bildschirm auszuschalten. Besonders in Heidelberg hat das Schreiben mit Tinte Geschichte. Das gibt allen Anlass, sich damit zu beschäftigen.

Dass sich handschriftliche Notizen besser einprägen als solche, die man tippt, ist längst allgemein bekannt. Und trotzdem stellt sich der größte Teil aller, die ein Studium beginnen, die Frage, welches elektronische Gerät sie vom ersten Semester an als Hauptwerkzeug nutzen sollen. Das hat natürlich einen guten Grund, denn ohne auf Heico Moodle oder Heidi zugreifen zu können, ist ein Studium heute ein Ding der Unmöglichkeit. Doch gerade was die ebenso essentiellen Notizen betrifft, egal ob für Seminare, Vorlesungen oder im Selbststudium, bleibt die Option offen, sich gegen Technik und Schnickschnack zu stellen. Und genau dazu will ich einladen.

Heidelberg hatte in einigen Kreisen einmal den Beinamen „Stadt der Füller“, und das aus gu-



Schreiben braucht viel Federspitzengefühl.

Foto: Till Gonser

tem Grund. In und um Heidelberg gab es einst eine Vielzahl kleiner und größerer Hersteller dieser heute antik erscheinenden Schreibwerkzeuge. Bis heute hat sich davon etwas gehalten; noch immer produzieren ein paar Füller-Unternehmen in Heidelberg.

Warum sollte man also als Student:in in Heidelberg nicht mal ein Stück Stadtgeschichte selbst neu aufleben lassen? Immerhin haben Füller weitaus mehr Charakter als ein Kugelschreiber, und ihren oft-

mals übermäßig schlechten Ruf verdienen sie kaum. Wer seinen Füller zu pflegen und bedienen weiß, hat mit Klecksen oder Auslaufen so gut wie nie zu kämpfen. Und als Linkshänder kann ich sagen: Auch das ist mit dem Füller durchaus machbar.

Zugleich bestechen Füller mit einem einzigartigen Schreibgefühl, für das es keine Anstrengung in der Hand braucht. Die Federstärken reichen von schmal bis zum Textmarker, und auch die Auswahl an Tinten ist – sofern man Tintenpa-

tronen hinter sich lässt – nahezu unbegrenzt. Vom klassischen Blau über alle Arten von Schwarz bis hin zu Violett ist für Geld alles zu haben. Daneben kann die Nutzung von Füllern durchweg nachhaltig sein, denn der Füller hinterlässt beim Nachfüllen keine Minen aus Plastik und Metall, und auch seltene Erden spielen hier keine Rolle.

Gemein mit anderen Schreibwerkzeugen hat der Füller, dass Papier deutlich weniger fehleranfällig ist als moderne Technik. Damit die

eigenen Notizen gelesen werden können, muss man keine Akkus laden, und Tinte kann in wenigen Minuten nachgefüllt werden. Sollte etwas kaputt gehen, kann man auch ohne Cloud auf seine Notizen zurückgreifen.

Warum also nicht einfach mal in der Vorlesung den Füller zücken und in den Genuss kommen, eine Schreibfeder auf Papier zu spüren, statt nur der Finger auf den Tasten.

Von Marco Winzen

ANZEIGE

Seit über 50 Jahren erfolgreiche Kurse zum

LATINUM + GRAECUM

während der Semesterferien und semesterbegleitend

- * für Anfänger und Fortgeschrittene
- * soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
- * anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
- * kleine Arbeitsgruppen
- * erfahrene Dozenten

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut

69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Striegeln, Streicheln und Studieren

Ein Studium mit Haustier bringt viele zusätzliche Aufgaben mit sich.
Wir haben mit drei haustierhaltenden Studis gesprochen

Morgens aufstehen und eine gemütliche Runde mit dem Hund gehen, bevor man in die Uni fährt. Am Ende eines langen Tages wird man bei seiner Rückkehr in die sonst dunkle und leere Wohnung schon erwartet und womöglich freudig begrüßt. Für viele ist ein tierischer Begleiter im Studieben ein Traum, der oftmals leider weit entfernt bleibt. Doch nicht für alle – einige Studierende schaffen es, sich auch im Uni-Alltag um ein Haustier zu kümmern.

Cassandra studiert Biowissenschaften und hat ihre ganze Kindheit mit Pferden verbracht. In ihrem ersten Jahr an der Uni hat sie ihr Pferd Lucky zwei Stunden von Heidelberg entfernt bei ihrer Familie gelassen. Dann fand sie einen Stall in Heidelberg und kann seitdem wieder den Alltag mit Lucky teilen. „Wenn ich dort bin, kann ich super runterkommen und danach habe ich den Kopf wieder frei für die Uni“, erzählt sie. Denn Lucky ist für sie nicht nur ein guter Freund, sondern die Zeit im Stall ist für sie auch ein Hobby und Sport.

Pferdebesitzerin zu sein, bedeutet allerdings nicht nur Ausritte bei Sonnenschein: „Wenn man ein Pferd hat, muss man ihm auch gerecht werden“, sagt Cassandra. Das bedeutet, auch bei schlechtem Wetter und an stressigen Tagen fährt sie zu



Gepanzertes Lernpartner.

Foto: Alexandra Dehof

ihrem Pferd und verbringt Zeit mit ihm. Es ist ein fester Punkt in ihrem Alltag, der immer eingeplant werden muss. Besonders Studierenden, die noch keine Erfahrungen mit einem eigenen Pferd haben, empfiehlt Cassandra erstmal eine Reitbeteiligung. Hierbei unterstützt man bei der Pflege und beim Ausreiten eines Pferdes und kann sich so langsam an das Leben als Pferdebesitzer:in herantasten.

Mit der Größe des Tieres nimmt die Verantwortung keineswegs ab. Schildkröten scheinen auf den ersten Blick sehr genügsame Haustiere zu sein, allerdings erfahre ich von Josefine, dass sie ausreichend Zeit im Freien in der Sonne verbringen

müssen. Josefine studiert Chemie im Master und besonders in der dunklen Jahreszeit muss sie gut planen, um bei langen Tagen im Labor genügend Sonnenstunden für ihre Schildkröten Mimi und Lilli abzugewinnen. Da sie in einem Mehrfamilienhaus lebt, können die beiden nicht einfach allein draußen herumspazieren. Obwohl alle Nachbarn über die Schildkröten im Hof informiert sind, bleibt Josefine sicherheitshalber immer dabei, wenn die Schildkröten draußen sind. Trotz all der Verantwortung und der zusätzlich notwendigen Zeitplanung, würde sie die beiden aber nicht hergeben wollen, denn auch wenn Schildkröten vielleicht nicht ganz so

kuschelig sind wie ein Hund, sind sie dennoch lebenslange Begleiter, die bis zu 70 Jahre alt werden können. Zusätzlich tut ihr die Zeit, die sie mit Mimi und Lilli draußen verbringt, auch selbst gut und entschleunigt den sonst stressigen Uni-Alltag.

Dass Tiere einen positiven Einfluss auf die mentale Gesundheit haben können, weiß jeder, der ein Haustier besitzt. Eine amerikanische Studie hat gezeigt, dass Haustiere ihren Besitzer:innen ein Gefühl

Haustiere sind nicht nur Verantwortung, sondern auch gute Freund:innen

von Sinn und Zugehörigkeit geben. Insbesondere Hunde erfüllen zudem soziale Bedürfnisse und können in Krisensituationen ähnliche Unterstützung bieten wie ein guter Freund. Besonders in den stressigen Phasen des Studiums kann ein Haustier dabei helfen, sich ausgeglichener zu fühlen.

Hunde zählen nicht ohne Grund zu den beliebtesten Haustieren in Deutschland. Auch Ronja ist zu Beginn ihres Studiums mit ihrem Hund gemeinsam in die neue WG gezogen. Zwar muss auch sie ihren Alltag anders planen, um zwischen den Vorlesungen Zeit für ihren Hund Sammy zu finden, allerdings kann sie ihn auch oft mitnehmen,

wenn sie sich mit ihren Freund:innen trifft. „Es bringt sehr viel, ein Tier bei sich zu haben und man ist nie allein“, erzählt Ronja. Sie findet, dass ein soziales Umfeld, bei dem man den Hund auch mal abgeben kann, das Studieren mit Hund sehr erleichtert. Wenn man also genug freie Zeit hat und flexibel ist, kann ein Hund ein toller Begleiter für den Studienalltag sein. Sehr bewusst solle man sich bei der Anschaffung eines Welpen entscheiden, rät Ronja, da Hunde in dieser Lebensphase besonders viel Aufmerksamkeit benötigen, die man ihnen als Student:in eventuell nicht immer geben kann.

Wer sich jetzt überlegt, ob ein Haustier nicht auch eine schöne Ergänzung zum Uni-Alltag wäre, sollte die Entscheidung trotz der Vorteile nicht zu leichtfertig treffen. Mit einem Tier geht eine große Verantwortung einher und auch in der Klausurenphase muss man die Zeit finden, sich gut um das Tier zu kümmern. Außerdem sollte man sich der finanziellen Aspekte bewusst sein, denn nicht jeder studentische Geldbeutel hat noch Kapazität für Futter und Tierarztbesuche. Wenn man aber die Zeit und die Mittel aufbringen kann, ist der Traum eines tierischen Freundes, der zuhause wartet, nicht mehr allzu weit entfernt.

Von Alexandra Dehof

Gruppendynamik

Überall auf der Welt ist das Laufen in Horden im Trend.
Was es mit den Heidelberger Runclubs auf sich hat

Laufclubs sind zum neuen sozialen Treffpunkt geworden: Hier begegnet man sich in Bewegung, ganz ohne die steife Atmosphäre einer Bar oder den Druck eines Dates. Gemeinsam Sport treiben und dabei ins Gespräch kommen ist das Motto. Auch in Heidelberg gibt es mittlerweile mehrere solcher Institutionen, darunter der „Cheaper Than Therapy Runclub“, kurz CTTRC und „Parkrun“.

Was mit einem Lauftreff unter Freundinnen zwischen Vorlesungen und Prüfungen begann, ist jetzt einer der größten Runclubs in Heidelberg: Vier Studentinnen, die nach langen Tagen in der Bibliothek ihre Laufschuhe schnürten, um den Kopf freizubekommen, gründeten den „Cheaper Than Therapy Runclub“. Inspiriert wurden sie durch Laufclubs aus Australien und den USA. In Heidelberg fehlte ihnen bisher ein derartiger, junger Runclub, und kurzerhand beschlossen die Vier: „Wenn’s das noch nicht gibt, machen wir das einfach“. Mit Posts und Reels auf Instagram machten die Studentinnen Werbung für ihren neuen Club – und trafen offenbar genau den Nerv der Zeit. Zum ersten Event erschienen sofort 120 Läufer:innen und seither sind jeden Dienstagabend 80 bis 120 Teilnehmende dabei.

Treffpunkt ist unter der Theodor-Heuss-Brücke um 19 Uhr. Eine vorherige Anmeldung ist nicht zwingend erforderlich, sodass spontane Teilnehmer:innen jederzeit willkommen sind.

Das Event beginnt mit einer Begrüßung, gefolgt vom gemeinsamen Aufwärmen, bevor es dann auch schon losgeht. Die Strecken variieren wöchentlich und umfassen in der Regel fünf bis acht Kilometer – eine Distanz, die auch die meisten



So wird ein Schuh draus: Gemeinsames Laufen verbindet.

Foto: Till Gonser

Laufanfänger:innen bewältigen können. Beim Tempo liegt ebenfalls der Fokus eher darauf, alle mitzunehmen, als neue Rekordzeiten aufzustellen. Leistungsdruck muss niemand verspüren, denn der Socializing-Aspekt steht an erster Stelle. Am ersten Dienstag jeden Monats haben die Läufer:innen zudem die Gelegenheit, den Abend bei „Zino“ zu vergünstigten Preisen ausklingen zu lassen. Laut den Gründerinnen haben sich auch schon Freundesgruppen durch den Laufclub gefun-

den und auch unter Erasmus-Studierenden ist der CTTRC beliebt. Wer also andere laufbegeisterte Studierende kennenlernen will, ist hier goldrichtig. Besonders im Winter muss so niemand im Dunklen alleine joggen.

Auch „Parkrun“ ist durch einen spontanen Einfall unter Freund:innen entstanden und hat sich inzwischen über die ganze Welt verteilt. Ursprünglich aus Großbritannien, feierte Parkrun vor kurzem das 20-jährige Jubiläum der ersten

Parkrun-Strecke im Bushy Park in London. Insgesamt gibt es inzwischen weit über tausend Ableger des Lauftreffs, seit einem Jahr auch auf der Bahnstadtpromenade in Heidelberg. Das Konzept von Parkrun ist an jedem Standort gleich. Jeden Samstag um neun Uhr startet man gemeinsam auf der immer gleichen, abgesteckten Fünf-Kilometer-Strecke. Beim Zieleinlauf bekommt man einen Barcode und wer sich vorher kostenlos registriert, kann seine Zeit online einsehen.

Auch wenn man so die eigenen Zielzeiten vergleichen kann, ist den Veranstaltenden wichtig: „Parkrun is not a race“. Jeder darf und soll in seinem Tempo teilnehmen. Auch Walken oder Gehen ist ausdrücklich erlaubt. Es geht darum, sich gemeinsam regelmäßig zu bewegen und so vielleicht auch Anschluss an die Lauf-Community zu finden. Deswegen gibt es nach jedem Lauf ein gemeinsames Frühstück bei der nächsten Bäckerei, zum Plaudern. Ermöglicht wird Parkrun durch Freiwillige. Woche für Woche engagieren sich Helfer:innen als Laufleitung, Streckenposten, Barcode-scannende und Schlussbegleitung. Wer regelmäßig hilft oder läuft, wird mit der Aufnahme in Milestone-Clubs belohnt. Parkrun finanziert sich in erster Linie über den Verkauf von Merch wie zum Beispiel Milestone-Shirts.

Jede Woche laufen in Heidelberg zwischen 40 und 60 Läufer:innen mit, die meisten sind schon im Berufsleben, manche bringen ihre Kinder oder ihren Hund mit. Wer also Lust hat, aus der Studierendenblase auszubrechen, ist hier genau richtig. Da Parkrun vor allem in englischsprachigen Ländern weit verbreitet ist, bleibt die internationale Note hier nicht aus: Fast jede Woche gibt es Besuch aus Großbritannien, Irland oder auch mal Australien.

Beide Runclubs zeigen auf ihre Weise, wie gemeinsames Laufen die Motivation zum Sporttreiben steigert und gleichzeitig zwischenmenschliche Kontakte fördern kann – ob in Form eines internationalen Netzwerks oder als lokale Studiegemeinschaft.

Von Heinrike Gilles und Marei Karlitscheck

Wenn der Club zu laut ist

Kein Bass ist auch keine Lösung.

Ein externes Gutachten bestätigt: Die Schallemissionen des neuen Karlstorbahnhof sind zu hoch.
Worin genau das Problem besteht

Wenn wir die Clubkultur verlieren, verlieren wir auch ein Stück Leidenschaft, ein Stück Vielfalt, ein Stück unseres Zuhauses“, sagt eine Besucherin der „DJ-Conference“ 2024 in einem Instagram-Video, das der „Karlstorbahnhof“ Mitte Oktober veröffentlichte. Doch genau dieses Zuhause, dieses „Lebensgefühl“, wie Cora Maria Malik es nennt, sorgt in der Südstadt für Konflikte.

Seit der Eröffnung vor genau zwei Jahren hätten sie Lärmbeschwerden von Anwohner:innen erreicht sagt die Geschäftsführerin des Kulturhauses. Dabei hatte die Stadt Heidelberg das Gebäude für über 20 Millionen Euro saniert lassen. Im August dann der Schock – ein offizielles Gutachten bestätigt: Der Schall, der bei den Anwohner:innen ankommt, ist tatsächlich zu laut.

„Wir sehen, dass der Karlstorbahnhof als erweitertes Konzept hier total gut angenommen wird“, sagt Malik. So sei auch der Dialog mit den Betroffenen sehr positiv. „Der Grundtenor ist: Es gibt ein Problem und das muss gelöst werden, aber ihr seid gewollt hier!“ So sieht es auch Tobias Fahlisch. Der Familienvater wohnt direkt gegenüber des Kulturzentrums und ist „stark davon überzeugt, dass Kunst und Kultur das Viertel bereichern. Wir sind unter anderem extra hier-

her gezogen, weil der Karlstorbahnhof ein tolles Kulturzentrum ist, das Leben ins Viertel bringt“. Die Kommunikation mit dem Karlstorbahnhof sei „sensationell“ und man sehe, dass das Team um Malik viel für eine konstruktive Lösung tue.

Man habe Abläufe im Betrieb verbessert, achte darauf, dass die Türen geschlossen seien, habe den Clubeingang zur Seite verlegt und die Sicherheitspersonal gebriefed, sodass dieses die Besucher:innen dazu anhalte, beim Verlassen des

*Einfach leiser
drehen ist
keine Option*

Clubs leise zu sein. „Anfangs haben die Securities die Leute sogar bis zur Bushaltestelle begleitet und sie dort nochmal darauf hingewiesen, dass hier Wohngebiet ist“, so Malik. Doch all das reiche nicht aus, um das Problem zu lösen.

Dabei ist im Innenraum sowohl die Lautstärke als auch der Bass innerhalb des gesetzlichen Rahmens, nur bei den Nachbarn draußen komme zu viel davon an. Die Anlage einfach leiser zu drehen ist dabei aber keine Option, denn: „Wir haben gewisse Anforderungen von Künstler:innen und Agenturen, die hier nur auftreten, wenn im Innenraum eine gewisse Lautstärke möglich ist.“ Teilweise sei das sogar



Südstädter Störenfried: Der Club im neuen Karlstorbahnhof.

Foto: Phillip Linn

vertraglich zugesichert, so die Leiterin des „Karlstorbahnhofs“. Doch Malik geht es dabei noch um etwas anderes: „Für uns hat das etwas mit

*„Für uns hat das
etwas mit Klangqualität
zu tun“*

Klangqualität zu tun, es geht essenziell darum, dass wir jeder Kulturform zugestehen wollen, ein Klangerlebnis bei ihrem Publikum zu erzeugen“, und das gehe langfristig nur mit baulichen Veränderungen. Hier sieht Malik allerdings die Stadt in der Verantwortung, denn diese sei als Eigentümerin des Ge-

bäudes dafür zuständig. „Dem Karlstorbahnhof“ selbst seien als Mieter die Hände gebunden.

Von Seiten der Stadt heißt es jedoch, man habe „alle rechtlich vorgeschriebenen Lärmschutzmaßnahmen“ beim Bau berücksichtigt, bauliche Mängel schließe das Gutachten aus. Aktuell werde „eine kleine bauliche Anpassung“ geprüft, die schon zum Jahresende hin eine Verbesserung herbeiführen könne. Anwohner Fahlisch ist hier nur vorsichtig optimistisch. Er rechnet erst

innerhalb des nächsten Jahres damit, dass tatsächlich bauliche Maßnahmen umgesetzt werden. „Und die Frage ist dann natürlich auch, wie effektiv das ist“, sagt er. Malik betont allerdings, sie sei „froh, dass die Stadtverwaltung gerade aktiv daran arbeitet, das Problem zu lösen“. Und allgemein entsteht der Eindruck, dass trotz der Schwierigkeiten allen Beteiligten viel an einer baldigen Lösung gelegen ist.

Von Lukas Hesse

„Bucht uns!“

Sexarbeiter:innen räumen bei Zwinger x mit Vorurteilen auf

„Wir wollen denen eine Stimme geben, über die sonst nur geredet wird“, so lautet das Motto am Abend des 23. Oktober in der Zwingerstraße 3. Doch wer genau sind die, über die sonst nur geredet wird?

Die vier weiblich gelesenen Personen, die über die nächsten zwei Stunden selbst und mit dem Publikum sprechen werden, verbindet vor allem ihr Beruf: Sexarbeit. „Zwinger x Sex Work“, eine Kollaboration mit dem „Queerfeministischen Kollektiv Heidelberg“, hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit Vorurteilen aufzuräumen und einen Einblick in die verschiedenen Facetten des Berufsfelds zu geben. Zuerst werden in einer Gesprächsrunde allgemeine Fragen beantwortet, im Anschluss kann man in kleineren Gruppen als Zuschauer:in direkt Fragen stellen.

Anlass für dieses Gespräch bietet ein Antrag der Unionsfraktion im Bundestag. „Die Strukturen des Prostitutionsmilieus sind bis auf wenige Ausnahmen selbstbestimmter Prostituierten zutiefst menschen- und insbesondere frauenverachtend“, heißt es darin. Konkret fordert die Union das „Nordische Modell“, welches ein Sexkaufverbot sowie bessere finanzielle

Unterstützung für den Ausstieg aus der Sexarbeit enthält.

Dem Antrag widerspricht die Gesprächsrunde vehement. Zwangsprostitution müsse natürlich bekämpft werden; ein reines Sexkaufverbot sei aber kein effektives Mittel. Viel allgemeiner müsse man bei der Armutsbekämpfung



Foto: Jana Gmelin

ansetzen und verhindern, dass Frauen in die Sexarbeit gezwungen werden können.

Die Frage, ob Sexarbeit in Deutschland selbstbestimmt möglich sei, wird von den Vier bejaht. Trotzdem bestünden bei der Ausübung dieser gesetzliche Einschränkungen, wie beispielsweise die „Betriebsstättenregelung“, für deren Abschaffung sie plädieren. Im Rahmen dieser kann das Anmieten von Appartements und Hotelzimmern für Escort-Dates leicht durch eine Anzeige verhindert werden, wenn der Verdacht auf Betrieb einer illegalen Prostitutionsstätte besteht.

Insgesamt sind die geschilderten Erfahrungen mit Sexarbeit an dem Abend überwiegend positiv. Vor allem betont wird die finanzielle Selbstbestimmung und das Ausleben eigener sexueller Vorlieben. Auch sei durch den „ein oder anderen Euro“ immer Konsens zu sexuellen Handlungen gewährleistet.

Allgemein fordern die Sexarbeiter:innen auch mehr Akzeptanz durch die Gesellschaft. Gerade für Menschen mit Behinderungen oder Körpern, die nicht dem gesellschaftlichen Ideal entsprechen, sei Sexarbeit wichtige Care-Arbeit und könne sogar therapeutische Funktion haben. Sexarbeit solle endlich als normaler Berufsweg anerkannt werden, die einzelnen Ausformungen als ganz normale Dienstleistungen. Dementsprechend lautet der letzte Aufruf ans Publikum: „Bucht uns!“. Man wünsche sich mehr nette Kund:innen.

Von Justus Brauer

Anzeige

Investiere
doch
mal in
weniger:

weniger CO₂,
weniger Pestizide,
weniger Ungleichheit

Alle Infos auf gls.de

GLS Bank

„Die Erfindung des Fremden“

Wir und sie: Die neue Sonderausstellung des Kurpfälzischen Museums zeigt, wie Europa Fremdheit konstruierte



Seit dem 18. Oktober öffnet das Kurpfälzische Museum seine Türen zur neuen Sonderausstellung „Die Erfindung des Fremden in der Kunst“.

Bei der feierlichen Eröffnung sprachen neben Ausstellungskuratorin Julia Carrasco auch Kultur-Bürgermeisterin Martina Pfister sowie Direktor Frieder Hepp, der das politische Statement hinter der Ausstellung mehrfach betonte. Interessierte Besucher:innen erwartet ein volles

Programm. Neben Vorträgen und thematischen Führungen zur „Erfindung des weißen Blicks“ oder der „Erfindung der Weiblichkeit“, kooperiert auch das Karlstorkino mit einigen thematisch passenden Vorführungen.

Den Anstoß zur Ausstellung gab ein Holzstich Hans Burgkmairs, auf dem zum ersten Mal afrikanische und indische Völker dargestellt werden. Die Frage, warum und unter welcher Bedeutung Europa fremde Kulturen mit christlichen Motiven

wie Adam und Eva darstellt, habe Julia Carrasco nicht mehr losgelassen: „Das Thema hat schon länger gegärt“. Neben Exponaten der Sammlung des Dauerbestandes mussten auch passende Leihgaben gefunden und erworben werden. Hierbei sei es wichtig, besondere Überzeugungskraft zu besitzen: „Es geht darum, die Institutionen zu überzeugen, sich von ihren eigenen Objekten zu trennen“ berichtet Julia Carrasco. „Man muss sehr gut argumentieren! Jede Ausleihe ist ein

potenzielles Risiko für die Objekte“, erklärt Julia Carrasco. Dies gestaltet sich nicht immer leicht: „Es gab natürlich auch Absagen. Das kann immer vorkommen.“ Nach zwei Jahren Vorbereitung zählt die Sonderausstellung nun auch auf zeitgenössische sowie vergangene Kunst aus aller Welt. Das Thema des Fremden hat in Heidelberg Tradition: Nicht nur Exponate des Dauerbestandes befassen sich mit Fremdheit, auch die Stadt selbst war und ist internationaler denn je. Die Heidelberger Hip-Hop-Gruppe Advanced Chemistry, die auch Platz in der Ausstellung fanden, machten in ihrem Song „Fremd im eigenen Land“ bereits 1993 auf die Probleme und Herausforderungen von Migrant:innen aufmerksam.

Besonders stolz ist Frau Carrasco auf ein Flugblatt, das die indigene Bevölkerung Brasiliens nach den Reiseberichten Amerigo Vespuccis darstellt. Die Darstellung der Menschen prägte unser Bild bis in die heutige Zeit. Nur noch zwei Flugblätter sind weltweit erhalten: In New York und in München, woher Carrasco das Münchner Exponat für ihre Ausstellung gewinnen konnte.

Außerdem macht Carrasco auf das Werk von Gülsün Karamustafa aufmerksam, eine zeitgenössische Künstlerin, die den von der männlichen Malerei des Orientalismus geprägten, fetischisierenden Blick auf

Frauen offenlegt und dekonstruiert. Durch das zeitgenössische Werk werde eine Position entgegengesetzt, die mit Stereotypen breche. „Bilder haben eine große Wirkmacht“, erklärt Carrasco. „Hier treten historische und zeitgenössische Positionen in einen Dialog.“

Die neue Sonderausstellung des Kurpfälzischen Museums soll dazu anregen, eigene Vorstellungen des Fremden und Vorurteile kritisch zu hinterfragen. Hierfür wurden Interventionen in die Ausstellung selbst integriert, mit denen Betrachter:innen zum kritischen Blick angeregt werden soll. „Fremdsein ist keine neutrale Kategorie“, so Carrasco, „es ist kein Gegensatz des Eigenen, sondern dient dafür, die eigene Identität zu definieren“.

Die Kunst spiele hierbei eine wichtige Rolle. Es gehe um die Sensibilisierung für Strategien, mit denen Künstler:innen Fremdheit erst erzeugen. Über die Zeit hinweg haben sich Bilder, die bis heute wirksam sind, verfestigt und verselbstständigt.

Auch Julia Carrasco betont den Aktualitätsbezug der Ausstellung: „Wir sind tagtäglich von Bildern umgeben, die wir nicht hinterfragen, weil sie von uns als selbstverständlich wahrgenommen werden.“ Die Ausstellung kann noch bis zum 12. Januar 2025 besucht werden.

Von Anja Thea Haffner

Die Sonderausstellung soll zum kritischen Blick anregen.



Fotos: Amina Seelke

Die Anreise auf den Emmertsgrund kann eine kleine Herausforderung bedeuten, aber sicher nichts, was begeisterte Kinogänger:innen davon abhalten würde, einen Film zu genießen. Vor allem im Ambiente eines schicken, rot vertäfelten Kinosaals, wie ihn das Cinema Augustinum bereitstellt.

Warum viele Studierende aber wahrscheinlich noch nichts von dem unscheinbarsten der fünf Heidelberger Kinos gehört haben: Genau genommen handelt es sich um den Theatersaal der Seniorenresidenz „Augustinum“. Aber warum laufen in einem Seniorenheim überhaupt Filme? Das Augustinum hat sich auf die Fahnen geschrieben, seinen Bewohner:innen ein vielfältiges Kulturprogramm zu bieten, dazu gehört auch der wöchentlich stattfindende Kinoabend.

Kulturreferent Max Hilker ist für das Programm zuständig, auch für die Auswahl der Filme. Ihm ist es wichtig, nicht nur einfach ein klassisches Seniorenkino zu bieten, sondern die Bewohner:innen am Weltgeschehen teilhaben zu lassen. „Unsere Bewohner:innen sollen mitkriegen, dass sie immer noch Teil von etwas Größerem sind.“ Deshalb liefen im letzten Jahr auch, trotz eher gering ausfallendem Interesse, „Barbie“ und „Oppenheimer“ im Theatersaal. Aber im Augustinum laufen nicht nur Filme: Täglich gibt

es Lesungen, Life-Reportagen, Kunstinstallationen, Auftritte von Kabarettist:innen oder Laienchören. Auch die Generalprobe des Philhar-

monischen Orchesters Heidelberg findet hier statt.

Doch nicht nur Senior:innen sind willkommen. Neben dem nor-

malen Eintrittspreis gibt es deswegen auch einen Ermäßigten, der auch für Studierende gilt. Mit den Eintrittspreisen finanziert sich das

Vorhang auf

Du kennst alle Kinos Heidelbergs? Alle Kinos? Nein! Der *ruprecht* ist sich sicher, in diesem Kino warst du noch nie



Ganz großes Kino – Das Cinema Augustinum.

Foto: Christian Topp

Kulturprogramm zum großen Teil selbst, während unter anderem das Gehalt des Kulturreferenten durch die Pensionsbeiträge der Bewohner:innen getragen wird.

Max Hilker freut sich, wenn Gäst:innen das Angebot des Augustinum wahrnehmen, egal ob Angehörige oder Externe. Der Austausch, der dadurch entsteht, ist für ihn ein wichtiger Teil des Programms. „Die Atmosphäre ist eine ganz andere, wenn Gäste da sind und nach den Veranstaltungen kommt es eigentlich immer zu wertvollen, intergenerationalen Gesprächen.“

Für Studierende ist das Angebot dementsprechend auch eine Möglichkeit, sich außerhalb von den alltäglichen universitären Kreisen zu bewegen.

Von den kommenden Veranstaltungen der nächsten Wochen kann Hilker besonders die von Michael Serr empfehlen. Wenige Wochen nach Vergabe des Literaturnobelpreises stellt dieser jedes Jahr die Preisträger:in und das Lebenswerk in einer Mischung aus Vortrag und Lesung vor. Für alle, die Lust auf ein vielfältiges Kulturprogramm in einem etwas ungewöhnlichen Rahmen haben, lohnt sich ein Blick in das Veranstaltungsprogramm und ein Ausflug zum Emmertsgrund. Nur Popcorn gibt es leider nicht.

Von Marei Karlitschek

Der Preis ist heiß

Die diesjährigen Nobelpreise wurden im Oktober vergeben.
Wer die glücklichen Gewinner:innen sind
und womit sie sich die Ehrung verdient haben

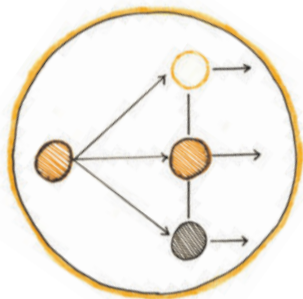


Grafik: Elena Lagodny

Literatur: Der Nobelpreis ehrt das Gesamtwerk von Autor:innen. Dieses Jahr wurde die Südkoreanerin Han Kang, unter anderem Autorin des Romans „Die Vegetarierin“, gewürdigt. Die mittlerweile 53-Jährige, die nicht die einzige Autorin der Familie Han ist, studierte Literatur in Korea und Iowa, unterrichtete selbst Kreatives Schreiben und veröffentlichte neben diversen Romanen auch zahlreiche Gedichte und Kurzgeschichten.

Oft werden Hans Texte in Zusammenhang mit der demokratischen Studierendenbewegung in ihrer Geburtsstadt Gwangju gebracht. Die Bewegung wurde damals gewaltsam beendet. Auch wenn Han zu dem Zeitpunkt nicht mehr in der Stadt lebte, erschütterten die Nachrichten die damals Neunjährige zutiefst und finden bis heute Verarbeitung in ihren Texten. Viele von Hans Texten handeln von menschlichen Beziehungen, von Kritik an sozialen Problemen und setzen sich mit komplexen politischen Fragen auseinander. Sehr intensiv beschreibt Han verstörende Szenen und lässt ihre Leser:innen die Erlebnisse der Hauptfiguren mitfühlen. Dabei verliert jedoch keines ihrer Werke den poetischen Stil, der, in Zusammenhang mit ihrem Inhalt, letztendlich Grund für die Auszeichnung war. Das Nobelkomitee fasste ihre Leistung mit den Worten „In-

tensive, poetische Prosa, die historische Traumata konfrontiert und Fragilität des menschlichen Lebens bloßstellt“ zusammen. (Ihu)



Physik:

Der diesjährige Nobelpreis ging an John Hopfield und Geoffrey Hinton für ihren Beitrag zur Entwicklung künstlicher neuronaler Netze. Das macht insbesondere deutlich, wieviel Physik hinter der modernen Informatik steht.

Neuronale Netze beschreiben Algorithmen, die das menschliche Gehirn imitieren. Dazu muss ein Netz aus künstlichen Neuronen gebildet werden. Dafür entwarf John Hopfield die sogenannte Potentiallandschaft, in der sich Daten wie Kugeln in einer Hügelandschaft verhalten: Die Kugel sucht stets den Weg nach unten, wobei verschiedene Senken unterschiedliche abgespeicherte Informationen repräsentieren. Passen nun eingegebene Trainingsdaten zu bereits gespeicherten, wird der betreffende Knoten im Netzwerk abgesenkt. Durch dieses Training wird eine Landschaft gebildet, die jeder neuen Dateneingabe den richtigen Weg nach unten zu den jeweils gespeicherten Daten weist.

Hinton entwickelte diese Strukturen weiter. Sein Ziel war es, nicht nur Daten bereits bekannten zuzuordnen, sondern zusätzlich Strukturen zu schaffen, um Muster in

diesen erkennen zu können. Er entwickelte ein mehrschichtiges Netzwerksystem aus sogenannten sichtbaren sowie unsichtbaren Knoten nach den Prinzipien der Informatik und Statistischen Physik. Diese besagt unter anderem, dass, abhängig von der Energie eines Systems, bestimmte Zustände eher auftreten als andere. Die Energie repräsentiert dabei die Abweichung zum gesuchten Datenmuster. Das System muss also durch Anpassung der Verbindungen im Netzwerk darauf trainiert werden, dass die Zustände niedrigster Energie diesen gesuchten Datenmustern entsprechen.

Damit schuf Hinton ein „generatives Modell“, das Muster erkennen und auch erzeugen kann. Beide Preisträger leisteten einen wertvollen Beitrag zur Grundlagenforschung der KI. (kjf)



Chemie:

Der Nobelpreis ging in diesem Jahr an Demis Hassabis und John Jumper für die Vorhersage von Proteinstrukturen mit Hilfe der künstlichen Intelligenz „AlphaFold“. Gleichzeitig erhielt auch David Baker für seine Arbeit an computergestütztem Proteindesign die Ehrung.

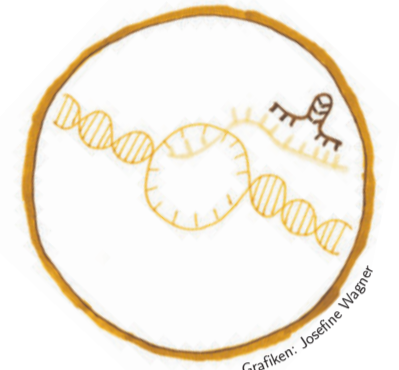
Proteine steuern viele chemische Vorgänge in Lebewesen. Sie sind

lange verknäulte Ketten aus Aminosäuren. Die Reihenfolge und Zusammensetzung der Aminosäuren entscheiden über die Form und damit über die spätere Funktion des Proteins. Forschende versuchen seit Jahrzehnten herauszufinden, wie von der Aminosäuresequenz ausgehend die dreidimensionale Struktur der Proteine vorhergesagt werden kann. Auch umgekehrt, von der Form des Proteins auf seine Aminosäuresequenz schließen zu können, gilt als eine der größten Herausforderungen in der Biologie.

Das Computerprogramm „Alpha Fold“ basiert auf den Grundlagen des diesjährigen Physik-Nobelpreises für maschinelles Lernen. Die KI wurde mit mehr als 170 Tausend Proteinstrukturen aus öffentlichen Datenbanken trainiert, die das Programm nutzt, um eine Struktur für eine gegebene Sequenz vorzuschlagen. Für eine gewünschte Proteinfunktion kann die KI ebenfalls Sequenzvorschläge bringen. So wurden bereits mehr als 200 Millionen Strukturvorhersagen getroffen.

David Baker entwickelte das „Rosetta“ Programm, das ein computergestütztes Design gänzlich neuer Proteine erlaubt. Es wurden Proteine entwickelt, die Reaktionen katalysieren können, für die es keine natürlich vorkommenden Proteine gibt.

Alle Programme sind für die breite Wissenschaftswelt zugänglich und werden seit ihrer Einführung kontinuierlich weiterentwickelt. Die teuren und zeitaufwändigen Labormethoden können durch die KI-Rechnungen ergänzt oder sogar ersetzt werden, was eine bahnbrechende Beschleunigung bei der Entwicklung neuer Pharmazeutika und vieler anderer Forschungsfelder bedeuten kann. (jow)



Grafiken: Josefine Wagner

Medizin:

Alle Erbinformationen, die Gene, sind in der menschlichen DNA gespeichert, die im Zellkern eingeschlossen ist. Unser Körper liest diese ständig aus und produziert die dort codierten Proteine, die dann alle notwendigen Prozesse in den Zellen in unserem Körper steuern. Als Übermittler zwischen den Informationen im Zellkern und dem Ort der Zelle, der die Proteine synthetisiert, fungieren sogenannte Messenger RNA (mRNA).

Doch was passiert, wenn die mRNA schon geschrieben ist, das Protein aber doch nicht mehr hergestellt werden soll? Zu diesem Zeitpunkt kann die Zelle microRNA (miRNA) bilden, die sich an die unerwünschte mRNA anheftet und sie damit neutralisiert. Diesen zusätzlichen Weg des Körpers zur Regulierung, welches Gen in ein Protein umgesetzt werden soll und welches nicht, haben der Biologe Victor Ambros und der Biophysiker und Genetiker Gary Ruvkun zusammen bereits 1993 entdeckt.

In vielen Typen menschlicher Tumorzellen beobachtet man eine ungewöhnliche Aktivität dieser microRNAs, wodurch sie als Ziel zukünftiger Krebstherapien hochinteressant sind. (afa)

Das bittere Pflückerli zur Verhütung schlucken Frauen schon seit Jahrhunderten. Für die einen ist sie ein Symbol der sexuellen Selbstbestimmung, für die anderen Teil des Gender Health Gaps. Neben der Vermeidung von ungewünschten Schwangerschaften ist das Hormonpräparat für unzählige Leiden, wie beispielsweise Endometriose, medizinisch unverzichtbar. Auch, wenn die Pille viele Kritikpunkte verdient und eventuelle Nebenwirkungen ernst genommen werden müssen, werden mögliche Umweltfolgen des Medikaments in populärwissenschaftlichen Texten oft vertuefelt.

Die meisten Verhütungspillen enthalten das synthetische Estrogen Ethinylestradiol (EE2) kombiniert mit einem Gestagen. Sie sorgen dafür, dass der Eisprung unterdrückt wird und sich keine befruchtete Eizelle in der Gebärmutter schleimhaut einnistern kann. Menschen mit einem Uterus, die hormonelle Verhütungsmittel nutzen, scheiden neben ihrem natürlich gebildeten Estrogen zusätzlich das synthetische Estrogen aus, das so ins Abwasser gelangt. Die Forschung zeigt, dass die Konzentrationen des Pille-Estrogens im Vergleich zu natürlichen Estrogenen, etwa aus der

Kill Pill?

Sexualhormone in Gewässern sorgen für Feminisierung bei Tieren. Welche Rolle dabei die Verhütungspille spielt

Viehwirtschaft, gering sind. Schwangerere Menschen oder Tiere scheiden beispielsweise deutlich mehr Estrogene aus als Pille-Nutzer:innen.

Dennoch ist das Hormon EE2 in Gewässern nachweisbar und eine, wenn auch vergleichsweise geringe, zusätzliche Umweltbelastung.

Schon seit Jahrzehnten ist bekannt, dass wild lebende Tiere einem Cocktail von hormonell wirksamen Chemikalien ausgesetzt sind. Bereits geringe Mengen natürlicher und synthetischer Estrogene greifen in den Hormonhaushalt ein. Da Estrogene auch die Ausbildung von Sexualorganen steuern, führt ein zu hoher Hormonspiegel zu



Grafik: Felix Albrecht

Fehl- und Rückbildungen männlicher Sexualorgane. Vor allem bei aquatischen Tieren konnte bei vielen Arten eine verminderte Fortpflanzungsrate festgestellt werden. In der Nähe von Kläranlagen in den USA, in ganz Europa und in Japan wurden sogar intersexuelle Fische gefunden. Auch unter Fröschen, Schildkröten, Alligatoren und Walen sind betroffene Arten bekannt.

Der Gebrauch der Pille und anderer hormoneller Verhütungsmethoden mit EE2 hat einen nachweisbaren Effekt auf die Umwelt. Sie sind jedoch lange nicht Alleinverursacher der Feminisierung von Tieren. Die Qualität des aufbe-

reiteten Abwassers hängt von den Technologien der jeweiligen Aufbereitungsanlage ab.

Jürgen Feuer ist Abteilungsleiter der Abwasserüberwachung des Abwasserzweckverbandes Heidelberg (AZV). „Die Problematik von hormonellen Spurenstoffen wird sehr ernst genommen, auch wenn wir die genauen Konzentrationen im Heidelberger Neckar nicht kennen.“ Für einzelne Kläranlagen gebe es selten Datenerhebungen. Bereits in der jetzigen Anlage findet eine Minimierung von Hormonen und Arzneistoffen statt. Zusätzlich ist eine weitere Reinigungsstufe im Bau, die Spurenstoffe noch zuverlässiger filtern soll. Feuer erklärt: „Ziel ist es, die zugeleiteten Spurenstoffe, bestehend aus Humanarzneimitteln, Estrogenen, Bioziden, Industriechemikalien, aber auch synthetischen Süßstoffen, um mehr

als 80 Prozent zu minimieren. Diese werden folglich nicht mehr in den Heidelberger Neckar freigesetzt. Die Kläranlage wird ihrer Funktion als eine der größten Umweltschutzmaßnahmen der angeschlossenen Städte und Gemeinden noch gerechter.“

Von Josefine Wagner

ANZEIGE

Karlstor
bahnhof

Bruckner
Benjamin Amaru
Moop Mama x Alice
Schlagzeugmafia
Carminho
Rebekka Bakken
Abdul Kader Chahin
Quadro Nuevo
Curse
Quichotte
Trille
Lake Street Dive
Yorick Thiede
Bora
ÁTNA
Juli Gilde
T J A R K
Fuffifufzich
Jean-Philippe Kindler
Pöbel MC

Tickets & Infos:
www.karlstorbahnhof.de

Dessert für Bakterien

Schon mal von Fanny Angelina Hesse gehört?
 Agar-Platten machen Bakterien sichtbar, doch ihre Erfinderin wird kaum gewürdigt.
 Wie ein indonesischer Pudding die Biologie revolutionierte

Bakterienkolonien verzieren die Plastikschale vor meinen Augen und das Laborlicht fällt durch das transparente Gel, auf dem die Bakterien wachsen. Dieser Nährboden, Agar genannt, ist für Biolog:innen auf der ganzen Welt Alltag. Agar halt. Ob Einführungspraktikum an der Uni, Impfstoffentwicklung oder Brauerei, der Nährboden ist allgegenwärtig und das seit über 100 Jahren. Zwischen namhaften Laborutensilien - Bunsenbrenner, Petrischale oder Erlenmeyerkolben - fragt kaum jemand, woher der Agar kommt.

Frühe Mikrobiolog:innen wie Pasteur oder Koch knobelten lange daran, Bakterien voneinander zu trennen. Die Mikroben in einer Flasche wachsen zu lassen war kein Problem, doch dabei schwammen verschiedene Arten durcheinander. Auf Gelatine konnte man einzelne Kolonien separieren, doch viele Bakterien mögen es warm - die Gelatine schmolz und das Experiment war hinüber. Geronnenes Ei oder Kartoffeln waren stabiler, aber nicht durchsichtig. Ende des 19. Jahrhunderts schwirrten einige Methoden umher, keine davon war besonders gut.

Die Lösung brachte Fanny Angelina Hesse, nachdem ihr Mann im Labor von Robert Koch von schmelzender Gelatine frustriert war. Über Freund:innen hatte sie



Aus der Graphic Novel: Das Hesse-Paar bei der Arbeit im Labor.

von Agar erfahren, einem Geliermittel, das aus Algen hergestellt und in Indonesien für Pudding verwendet wird. Obwohl sie ihren Mann auf die Agar-Rezepte aufmerksam machte, wurde sie üblicherweise nur als Hausfrau mit einer Idee dargestellt, oder ihre Entdeckung wurde gleich Robert Koch zugeschrieben.

Koch selbst unterschätzte Agar lange und erkannte den Verdienst des Hesse-Paars nie öffentlich an.

Anders als bei bahnbrechenden Entdeckungen, die männliche Kollegen für sich beanspruchten, wurde Agar fast unbemerkt in die Biologie übernommen. Lediglich zwei wissenschaftliche Veröffentlichungen, je-

weils Jahrzehnte nach der Entdeckung, erwähnen Hesse. Und trotzdem ist ihr Vermächtnis unerlässlich: Als Großbritannien im zweiten Weltkrieg der Agar ausging, wurde der nationale Notstand ausgerufen. Die Antibiotika-Tests und Impfstoffe waren gefährdet.

Wie wenig heute über Fanny Angelina Hesse bekannt ist, wunderte auch den Mikrobiologen Corrado Nai. „Das ist, als würden Journalisten noch nie von Johannes von Gutenberg gehört haben“. Deshalb kontaktierte er die Nachfahren Hesses.

Urenkel Frank Hesse erinnert sich noch, wie sein Vater immer von dessen berühmter Agar-Oma erzählte. Die Familie habe sich darauf aber nie viel eingebildet und so wurde auch die von Franks Vater verfasste Biographie nie veröffentlicht. Corrados Recherchen entfachten neues Interesse und historische Zeichnungen kamen wieder ans Tageslicht.

Mit Wasserfarben hatte Fanny Angelina Hesse die auf Agar wachsenden Bakterien präzise festgehalten. Die Zeichnungen belegen ihr tiefgreifendes Verständnis der Forschung. Im Museum des Robert-Koch-Instituts sollen die Zeichnungen nun auch ausgestellt werden. Die Biographie ist laut Corrado Nai und Frank Hesse zu persönlich, um diese als Paper zu veröffentlichen, doch Corrado hat eine Idee: Auch

beim Agar ginge es darum, Unsichtbares, wie Bakterien, sichtbar zu machen.

Mit einer Graphic Novel könnten die Entdeckungen Fanny Angelina Hesses für möglichst viele Menschen greifbar werden. „Ich habe noch nie eine Graphic Novel geschrieben“, merkt Corrado an, aber

Mit Agar-Kunst werden Mikroben zu einem Bild verwachsen

er stellt sich der Herausforderung.

Mittlerweile hat er ein Team aus Illustrator:innen und Historiker:innen, die parallel entwerfen, illustrieren und die Biographie wissenschaftlich aufbereiten. Über die Crowdfunding-Seite „Kickstarter“ sammelten sie bereits genug Geld, um eine Kurzfassung der Graphic Novel zu finanzieren. Neben typischen Comics verwendet das Team auch ausgefallene Agar-Kunst. Dabei werden farbige Mikroben auf dem Nährmedium angeordnet, sodass sie zu einem Bild verwachsen.

Mit den bisherigen Entwürfen will Corrado nun eine:n Herausgeber:in finden. Vergessenen Wissenschaftler:innen die verdiente Bekanntheit zu verschaffen ist harte Arbeit, aber Corrado ist zuversichtlich: „Jetzt geht es los“.

Von Bastian Mucha

Aufgepasst!

Heidelberg liegt im FSME-Risikogebiet

Zugezogene aufgepasst! In Süddeutschland können Zecken in seltenen Fällen neben Borreliose den FSME-Virus (Frühsommer-Meningoenzephalitis) übertragen. Auch Heidelberg gehört zu den Risikogebieten. Der Virus löst beim Menschen grippeartige Symptome aus, kann aber auch zu einer Hirn- und Hirnhautentzündung führen. Für diese Erkrankung gibt es kein heilendes Arzneimittel, aber dafür eine pro-

phylaktische Impfung, die ihr bei Hausärzt:innen bekommen könnt. Es wird dreimal über mehrere Monate geimpft. Deshalb lohnt es sich also jetzt schon, den Impfpass zu zücken, damit ihr bedenkenlos in den nächsten Frühling starten könnt. (heg)

Grafiken: Felix Albrecht

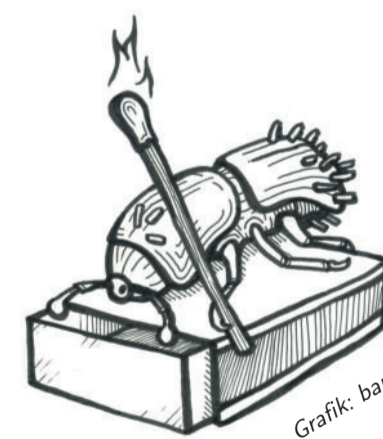
Wie die Blätter sich wenden

Schwer zu glauben: Unsere Wälder sind zur CO₂-Quelle geworden

Der deutsche Wald stößt insgesamt mehr CO₂ aus, als er aufnimmt. Mit diesem Schluss verblüffte Landwirtschaftsminister Cem Özdemir die Öffentlichkeit bei der Vorstellung der Ergebnisse der vierten Bundeswaldinventur (BWI). Zwischen 2021 und 2022 stapften im Auftrag seines Ministeriums 100 Inventurtrupps des staatlichen Thünen-Instituts durch die deutschen Wälder, maßen und zählten und probten, um deren Zustand zu erfassen. Aus den Ergebnissen sticht hervor: Bei der letzten BWI von 2012/13 noch „Senke“, also ein Kohlenstoffspeicher, ist der Wald seit 2017 zur CO₂-„Quelle“ geworden. Wie kommt's?

Wälder entziehen der Atmosphäre durch Photosynthese große Mengen an CO₂, um dessen Kohlenstoff für das eigene Wachstum zu nutzen. Dieser wird wieder frei, wenn die Bäume als Totholz oder im Rahmen der Holzernte aus dem Wald ausscheiden. Bei Verrottung entweicht CO₂ über Jahre hinweg, bei energetischer Verwertung sofort. Der klimaschützende Effekt ist folglich nur dann gegeben, wenn der Vorratzzuwachs im Wald größer ist als die im Kreislauf entstehenden Emissionen. Dass dies nun nicht mehr der Fall ist, liegt vor allem an der Klimakrise. Extremereignisse sind für den Großteil der Schäden auf knapp 20 Prozent der Flächen verantwortlich. Die vier Dürrejahre

seit 2018 haben insbesondere die Massenvermehrung des Borkenkäfers ermöglicht, eines Schädlings, der zum großflächigen Absterben von Nadelbäumen führt.



Grafik: bam

Wie so oft stehen nun kurzfristige Maßnahmen nachhaltigen gegenüber: Um die Resilienz der Wälder gegenüber Klimaveränderungen zu stärken, ist aktiver Waldumbau hin zu klimaangepassten Mischwäldern essentiell. Nadelbäume binden durch ihr schnelles Wachstum viel Kohlenstoff und sind ökonomisch profitabel. Laubbäume wachsen langsamer und werden älter, ein höherer Anteil wäre langfristig in Hinblick auf Klima und Biodiversität sinnvoll.

Nach Modellierungen des Thünen-Instituts wird der Wald für viele Jahre eine Treibhausquelle

bleiben. Dies stellt europäische und nationale Politik vor eine ganz neue Herausforderung, denn die Senkleistung des Waldes wurde auf dem Weg zur Klimaneutralität fest einkalkuliert. Es stellt sich die beunruhigende Frage, welche anderen Wege zur CO₂-Reduktion möglich sind. Einige Vorschläge liegen bereits auf dem Tisch: Neben der kurzfristigen Erweiterung natürlicher Senken müsse nun der Einsatz innovativer CDR-Methoden, kurz für „carbon dioxide removal“, zur technologischen Entnahme von CO₂ aus der Atmosphäre abgewägt werden, so Forscher:innen der Helmholtz-Klima-Initiative.

Ottmar Edenhofer, Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung, warb in diesem Zusammenhang kürzlich für die Einrichtung einer „Europäischen Kohlenstoff-Zentralbank“, welche über die bisherige EU-Vergabe von Ausstoß-Rechten hinausgeht und mit „Clean-up-Zertifikaten“ nicht nur die Emissionen, sondern auch CO₂-Entnahmen abbildet.

Ein trockenes Projekt wie die deutsche Bundeswaldinventur könnte somit auch ein Anstoß für neue Ideen der „CO₂-Immissionspolitik“ sein. Einen Anfang wollte Özdemir mit der Reform des Bundeswaldgesetzes von 1975 machen - die Ampel streitet noch.

Von Charlotte Breitfeld

ANZEIGE

Aus die Maus

und hinaus in's richtige Leben!
 Jenseits von Internet, Facebook, Instagram und anderen virtuellen Online-Tummelplätzen gibt ja auch noch das richtige Leben.
 Wie in unserem Weinladen, einem kleinen Ladengeschäft in der Heidelberger Weststadt, mit Regalen voll herrlicher Weine, mit Menschen die zuhören, mit Zeit, mit ehrlichen Angeboten und fairen Preisen.
 Schauen Sie doch mal rein bei uns.
 Sie brauchen keine App, kein Login und keinen QR-Code.
 Einfach vorbeikommen, wie im richtigen Leben...

Feine Weine in der Weststadt · Kleinschmidtstr. 18 · Heidelberg · www.feine-weine-weststadt.de

Pssst... Geheimtipp

Ein Konzert. Zwei Artists. Doch niemand weiß wer... oder wo.
„Rausgegangen“ bietet eine etwas andere Erfahrung

Ein Aperol in der Hand. Noch ein paar Minuten bis es losgeht. Die Wände, die mit professionellem Graffiti besprüht sind, erzählen ihre eigene Geschichte. Alle warten, Augen auf die Bühne geheftet, auf das, was gleich kommt – doch niemand weiß, wer kommen wird.

Wir sind auf dem ersten Geheimkonzert in Heidelberg, welches von „Rausgegangen Rhein-Neckar“ organisiert wird. Die Eventplattform, die eigentlich selbst andere Events empfiehlt, hebt das Erlebnis des Konzertbesuchs auf eine neue Ebene, denn sowohl die Artists als auch der Ort sind, wie der Name schon sagt: geheim.

Statt Tage vorher die Songs der Artists rauf und runter zu hören, um textsicherer zu werden, tippen wir noch im Dunklen. Über einen Link öffnen wir eine Karte und sehen einen blauen Kreis, der immer weiter schrumpft und so nach und nach die Location verrät. Um 18 Uhr ist dann sicher, was wir schon erahnt haben: Für uns geht es ins Patrick-Henry-Village. Mit uns machen sich an diesem Mittwochabend noch ungefähr 350 weitere Menschen auf den weiten Weg.



Auf der Geheimparty im Patrick-Henry-Village steppt der Bär.

Auf der Website von „Rausgegangen“ wird mit Künstler:innen wie Provinz, Blond und Paul Wetz gelockt. Für ein Konzert im beschaulichen Heidelberg müssen die Erwartungen allerdings etwas runtergeschraubt werden. Das hier ist schließlich nicht Berlin. Nach einem ersten Erkunden der außergewöhnlichen Venue lüften die Moderatorinnen um 20 Uhr das Geheimnis der auftretenden Acts.

Mit einem tosenden Applaus wird zuerst die Künstlerin Fiora aus

Göttingen auf der Bühne begrüßt. Mit ihrem Song „Warum studiert man Medizin?“ trifft sie genau den Nerv des studentischen Lebensgefühls. Die meisten ihrer Songs sind Balladen, die eine Suche nach Halt in einer Welt, die einem immer wieder entgleitet, beschreiben. Sie singt nicht nur über die verlorene Liebe, sondern auch über das Gefühl, selbst verloren zu sein. Da niemand mitsingen kann, ist es mucksmäuschenstill, während sie singt – der Applaus danach ist umso lauter.

Auf den eher sanften ersten Auftritt folgt Künstler AF aus Köln. Seine Texte erinnern teilweise eher an Sprechgesang, begleitet von E-Gitarre und Schlagzeug. Der rauere Ton soll Abwechslung bringen, sodass sich alle Besucher:innen bei mindestens einem Auftritt wiederfinden, erklären uns die Organisator:innen von „Rausgegangen“.

Egal wer auf der Bühne stehen wird, jeder:r wird bejubelt, denn die Zuschauenden sind per Konzept nicht wegen bestimmter Künstler:innen da, sondern wegen der Atmosphäre – dazu gehört auch die Wertschätzung der Artists. Es ist eine absolute Win-Win Situation, da Newcomern ein sehr wohlwollendes, großes Publikum geboten wird, ohne dass sie im Schatten eines Headliners stehen. Als der Sänger AF von Zugabern überrascht wird, wird deutlich, wie intim und aufrichtig die Atmosphäre ist. Statt eine Zugabe nach festem Schema zu liefern, wie es heute oft üblich ist, spielt er schlicht seinen letzten Song nochmal, der im Publikum besonders gut angekommen war.

Diese Wundertüte an Artists birgt aber auch das Risiko, enttäuscht zu werden. Wer durch die

Spotify-Playlist des Events stöbert, merkt schnell: Man sollte offen für deutschen Indie-Pop sein.

„Rausgegangen“ ist eben die Anlaufstelle, um lokale Kultur zu erleben – und davon ist deutscher Indie-Pop natürlich fester Bestandteil. Über die Website findet man Konzerte, Theatervorstellungen, Partys, Vorträge und vieles mehr. Wem aber auch das noch zu viel Mühe ist, kann sich auch einfach auf Instagram von Hannah, der Vertreterin von „Rausgegangen Rhein-Neckar“, in Form von Reels erzählen lassen, was die heißesten Tipps der Woche sind.

Auch das nächste Geheimkonzert in der Region ist schon angekündigt: Am 01.12 wird's wieder geheim – diesmal in Mannheim. Die Pop-Akademie in der Quadratestadt hat schon einige erfolgreiche Indie-Künstler:innen hervorgebracht, die Chancen stehen also nicht schlecht, auf dem nächsten Konzert einen Star von morgen zu entdecken und Fan der ersten Stunde zu werden. Doch wer am Ende tatsächlich auf der Bühne steht, ist ungewiss.

Von Annika Bacdorf, Heinrike Gilles und Bastian Mucha

Alter Mann und Neues Rom

Was lange währt, wird doch nicht gut?

An Francis Ford Coppolas „Megalopolis“ scheiden die Geister

An den deutschen Schulen stirbt Latein. Ironisch, weil die Sprache schon lange tot ist, und trotzdem ist es wahr. Seit Jahren geht die Zahl der Schüler:innen, die die Sprache des Imperium Romanum lernen, beständig zurück. Dabei beherrschte die Welt der Antike eine Vielzahl skurriler, machthungriger und oft auch überlebensgroßer Charaktere. Aus diesem Füllhorn der Biographien bediente sich auch Francis Ford Coppola beim über dreißig Jahre währenden Schreib- und Entstehungsprozess seines neuesten Films „Megalopolis“ reichlich.

Viele der Figuren, die in der klassizistisch angehauchten New-York-Parallelversion „New Rome“ um Macht und die Zukunft der Stadt ringen, haben historische Vorbilder. Der „Pate“-Regisseur spielt in seinem neuesten Film klar auf die Sandalenfilme aus Hollywoods goldenem Zeitalter an. Amerika wird zum römischen Reich, in dem eine Patrizierschicht auf dem Rücken der Bevölkerung allerlei dekadenten Vergnügungen nachgeht. Der Vergleich mag hinken; unterhaltsam ist die Synthese einer modernen Metropole mit Halbwissen aus dem Lateinunterricht trotzdem.

Die von Francis Ford Coppola aufgegriffenen historischen Figuren sind allesamt der Ära des Untergangs der res publica entnommen. Der Protagonist, Cesar Catilina, vereint in seinem Namen gleich zwei Staatsmänner. Adam Driver spielt den genial-verrückten Architekten, dem seine Vision für die Stadt viele Feinde beschert, geschmackvoll

überzeichnet. Der stur konservative und doch aufrechte Cicero, verkörpert von Fan-Liebling Giancarlo Esposito, agiert als Catilinas politischer Gegenpol. Clodio Pulcher, gespielt von Shia LaBeouf, ist dabei beinahe grotesk in seiner Bösartigkeit sowie seinem Hedonismus und erinnert dabei immer wieder an Donald Trump, einen alten Schulkameraden Coppolas. Passende Charaktereigenschaften für den Sohn von Crassus (Jon Voigt), der im alten wie im neuen Rom den Titel „Reichster Mann der Welt“ innehielt.

Illustre Schauspieler, die den Cast zumindest auf dem Papier hochwertig machen, verschwinden beinahe komplett und lassen kaum einen Eindruck beim Zuschauer zurück. Besonders unbedeutend: Laurence Fishburne als Cesars Chauffeur und Teilzeit-Erzähler, Jason Schwartzman als Ciceros Sidekick und Dustin Hoffman als unbeholfener Problemlöser. Schon eher im Gedächtnis bleibt da die Popsängerin Vesta, gespielt von Grace VanderWaal, die die Massen in Neu-Rom mit ihrem Gelübde begeistert, bis zur Ehe Jungfrau zu bleiben – eine Anspielung auf den Kult der Vestalinnen, wenn auch historisch etwas ungenau.

Dieses Phänomen ist einer der vielen Schwachpunkte des Films: Coppola will den Bogen zwischen antiken und gegenwärtigen Phänomenen spannen und wird dabei leider keinem der Beiden gerecht. Ob bei Details, Figuren oder in ganzen Handlungssträngen – die hervorgehobenen Parallelen wirken weit her-



Grafik: Felix Albrecht

geholt und erzwungen. Ein weiterer Grund für Kopfschmerzen bei den Zuschauer:innen sind die Dialoge. Gefangen zwischen banalem Humor und überbordend poetischen Monologen hat das Drehbuch leider wenig außer Fremdscham zu bieten.

Wer bei der Erwähnung von Shia LaBeouf und Dustin Hoffman vorher aufhorchte, sieht sicher die Agenda, die Coppola mit bestimmten Castingentscheidungen verfolgte. Der Entschluss des 84-jährigen Kultregisseurs, mit Shia LaBeouf und Dustin Hoffman gleich zwei formell „gecancelte“ Schauspieler zu verpflichten, schlägt ebenfalls Wellen in den Medien. Besonders LaBeoufs Karriere sahen viele Beobachter:innen nach mehreren Missbrauchsvorwürfen seiner Ex-Freundin und Sängerin FKA Twigs gegen ihn als beendet an.

Ob man Coppola nun als einen Hüter der Sitten des alten Hollywoods oder als rückständiges Relikt sehen will – Fakt ist: „Megalopolis“ ist ein politischer Film. Neben Coppolas unverhohlener Kritik an modernen Populist:innen und seinen giftigen Seitenhieben gegen die sensationslüsternen amerikanischen Massenmedien kann das Hauptmotiv des Films – Fortschritt gegen Stillstand – ebenfalls als Kommentar zu zahlreichen aktuellen Diskursen gelesen werden. Besonders elegant ausgearbeitet sind allerdings auch diese eigentlich interessanten Ideen leider nicht.

Die Idee für den Film soll Coppola bereits 1977 während der Dreharbeiten zu seinem Jahrhundertfilm „Apocalypse Now“ gehabt

haben. Die ersten Ideen für das Projekt – ein Freilichttheater direkt am geografischen Mittelpunkt der Vereinigten Staaten als Aufführort für ein vier Abende umfassendes Theaterstück à la Ring des Nibelungen – wirken mindestens so megalomanisch wie die Hauptfigur des Films selbst. Dass dieser Traum schnell am Geld scheiterte, verwundert kaum. Trotzdem sieht sich „Megalopolis“ klar in einer langen Reihe kultureller Errungenschaften. Deutlich wird das vor allem durch Zitate verschiedenster Giganten der Weltliteratur, welche sich die Figuren immer wieder gegenseitig und manchmal auch den Zuschauer:innen an den Kopf werfen. Ganz so sinnreich wie Marc Aurel oder wortgewaltig wie Seneca ist „Megalopolis“ aber sicher nicht.

Auch wenn der Film großartig aussieht, opulent und kreativ inszeniert ist, hält „Megalopolis“ letzten Endes vor allem seine eigene Wichtigkeit zurück. Verständlich für einen Film, der das letzte Meisterwerk eines der größten lebenden Regisseure werden sollte – unterhaltsamer macht ihn das trotzdem nicht. Unmittelbar nach der Veröffentlichung polarisierte der Film wie kaum ein anderer in den Medien. Von einer neuen Ära des Monumentalfilms bis zum peinlichsten Reinfall der letzten zwanzig Jahre konnte man so ziemlich alles darüber lesen. Gänzlich ungenießbar ist der Film nicht, doch wird er weder dem Konzept, noch dem Regisseur oder dem Cast gerecht.

Von Nepomuk Meyer

Blut, Schweiß und Tastatur

Manche von uns kennen ihn – den „Tatort“ im Marstall-Café. Die deutsche Kultserie verzaubert wöchentlich mehr als 11 Millionen Zuschauer:innen. Wir haben uns mit dem Drehbuchautor Thomas Weingartner getroffen

Fangen wir mit der wohl offensichtlichsten Frage an: Wie wird man eigentlich Drehbuchautor einer solch beliebten Krimireihe?

Ich bin „Tatort“-Autor geworden, weil ich Drehbuch studiert habe. Das kann man in Wien an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, dort gibt es die Filmakademie und den Zweig „Drehbuch“. Ich hab relativ bald, so nach zwei Jahren Germanistikstudium, dorthin gewechselt. Schon zu Studienzeiten hab ich erste Kontakte in der Branche geknüpft und für Privatsender Drehbücher geschrieben. Eigentlich war das bei mir ein ziemlicher Glücksfall, ich konnte relativ nahtlos vom Studium ins Berufsleben wechseln.

Ich hab als Kind viele Krimis geschaut, weil meine Oma ein großer Krimi-Fan war. Das waren damals „Ein Fall für Zwei“ und natürlich auch „Tatort“, aber was mich eigentlich immer am meisten interessiert hat, war die Psychologie der Figuren. Was bei Krimis prinzipiell cool ist, ist, dass man diese Psychologie in einer Extremvariante zeigen kann und mit der schrecklichstmöglichen Tat beginnt, um sich dann schichtweise zum Motiv der Person durchzubohren.

War es am Anfang schwierig, sich über Wasser zu halten, weil man noch keinen Namen hatte?

Sehr viele Leute treten mit dem einzigen Ziel an der Kunstakademie an, später einmal im Kunstfilm- oder Kino-Bereich zu arbeiten. Ich war da ein bisschen anders, vielleicht auch, weil ich so ein Fernsehkind bin. Aber eigentlich war es immer mein Hauptziel, von dem Beruf leben zu können. Ich hab relativ wenig Skrupel gehabt, auch Jobs anzunehmen, die von manchen Kolleg:innen belächelt wurden, um mich auszuprobieren. Mein erster



Thomas Weingartner (rechts) und sein Co-Autor Stefan Hafner.

regelmäßiger Job war bei einer Daily Sitcom, die der ORF Anfang der neunziger Jahre produziert hat. Das war wahnsinnig spannend, weil man pro Woche 20-40 Sendeminuten Drehbuch geschrieben und dann eine Woche später schon die fertige Folge gesehen hat. Da ist der Lerneffekt wirklich riesig. Für mich persönlich war das das Beste, was passieren konnte.

Sie schreiben die Drehbücher für den „Tatort“ mit einem Partner. Wie kam es dazu, dass Sie sich kennengelernt haben und dass Sie dann zu so einem eingespielten Team wurden?

Ich schreibe meine Drehbücher gemeinsam mit Stefan Hafner, den ich bereits aus Studienzeiten kenne. Auch wenn wir damals noch nicht zusammengearbeitet haben, gab es schon die Grundidee, gemeinsam etwas zu entwickeln. Der Grund dafür ist, dass der Beruf des Drehbuchautors oft ein sehr einsamer Job ist: Für so eine Drehbuchfassung schreibt man zwei bis drei Monate, vielleicht auch länger. Daher vergeht wahnsinnig viel Zeit bis man Feedback von den Auftraggebern bekommt und in dieser Zeit kann

man sich schnell verirren – sowohl im eigenen Kopf als auch in der eigenen Geschichte. Wenn es funktioniert, würde ich jedem empfehlen, im Team zu arbeiten. Ich höre oft von Kolleg:innen, dass man viel Herzblut in die Arbeit steckt und dann wird, wenn man Pech hat, die Arbeit von mehreren Monaten in einer einzigen Besprechung in der Luft zerpfückt. Das ist schon besser zu nehmen, wenn man zu zweit ist.

Wie läuft der typische Prozess vom Gedanken zur fertigen Folge ab? Erhält man zuerst einen Auftrag, oder kommt zunächst der Entwurf?

Beides ist möglich. Bei uns war es so, dass wir in Österreich als Drehbuchautoren schon ein bisschen etabliert waren, sodass der Sender auf uns zugekommen ist und uns gefragt hat, ob wir nicht Lust hätten, einen „Tatort“ zu schreiben. In diesem Fall für das Ermittlerteam Moritz Eisner und Bibi Fellner. Die Figuren kennt man in so einem Fall dann natürlich schon. Trotzdem schaut man nochmal alle „Tatort“-Folgen von dem Gespann, auch, um sich ein bisschen in den Sprachduktus der Kommissar:innen einzuhö-

ren. Es ist aber auch durchaus möglich, sich mit einem eigenen Vorschlag an Redaktionen zu wenden.

Für wie viele Städte haben Sie schon geschrieben? Ist es für Sie eine Herausforderung, ein Gefühl für eine neue Stadt zu bekommen?

Wir haben zwei „Tatorte“ für Wien geschrieben und beginnen jetzt mit einem dritten. Dann einen für München und nun haben wir das Konzept für ein neues Ermittlerteam entwickelt, das heuer (*dieses Jahr, Anm. d. Red.*) startet. Ein Gefühl für die Stadt zu bekommen, ist eine der schwierigsten Aufgaben, weil wir schon einen „Tatort“ schreiben wollen, der den Flair und die soziale Struktur der Stadt einfängt.

Inspirieren Sie sich bei den Fällen an sich an realen Geschehnissen oder auch an anderen Krimis?

Das ist schwer zu sagen. An bereits bestehenden Krimis nicht, der Anspruch ist schon, einen Fall von Grund auf neu zu entwickeln. Aber natürlich leben wir in einer Welt, in der man Nachrichten liest, da sickert sicher auch das eine oder andere durch.

Beim München-„Tatort“ wollten wir von einem Mord erzählen, der von einem Jugendlichen ohne greifbares Motiv begangen wird. Dabei hat uns vor allem interessiert: Wie rea-

giert die Familie auf so eine unfassbare Tat? Das sind oft Ideen, wo man sich denkt, da würde man gerne mal nachforschen. Dann recherchieren wir. Es gibt also erst die Idee, von der man hofft, dass sie originell ist und einen 90-Minuten-Krimi trägt, und dann fängt man an, sich da tiefer reinzugraben.

Beziehen Sie bei der Detailrecherche auch Expert:innen mit ein?

Wenn sich die Psychologie in einem Spektrum bewegt, das wir glauben, nachvollziehen zu können, dann passiert das zwischen meinem Kollegen und mir. Aber wenn es in Richtung psychischer Krankheiten oder Störungen geht, dann sprechen wir natürlich mit Experten. Diese „Tatorte“ werden von wahnsinnig vielen Leuten gesehen und da hat man natürlich auch eine gewisse Verantwortung. Der größte Teil der Arbeit passiert aber zwischen meinem Kollegen und mir. Schon allein den Fall und die Figurenkonstellationen so aufzustellen, dass spannende Wendungen möglich sind, dauert seine Zeit, und dann muss man das Ganze nochmal aus Ermittlersicht neu stricken. Es gibt aber auch ein paar dramaturgische Grundregeln, die sich bewährt haben und gut funktionieren.

Das Gespräch führte
Elena Lagodny



ruprecht liebt

Unsere Redakteur:innen legen euch ans Herz, was sie in letzter Zeit geliebt oder worüber sie gelacht haben. Empfehlungen aus dem echten und dem digitalen Leben. Von Waffeleisen über Reiseziele bis hin zu Podcasts, Apps und Co.

Offline:

Heidelberger Studis eint ein unterschätzter Unisport: „Mannheim-Bashing“. Nun, einen guten Grund, sich einmal monatlich vom hohen Heidelberger Ross zu trauen und das selbstaufgelegte Banausentum abzulegen, bietet die Kunsthalle Mannheim: Jeden ersten Mittwoch im Monat können ganz studifreundlich, nämlich kostenlos und von 18 bis 22 Uhr, Werke von Beckmann bis van Gogh bestaunt werden. Einen besonderen Anreiz, mein Deutschlandticket endlich lohnenswert zu machen, bietet das Jubiläumsjahr zur „Neuen Sachlichkeit“, mit dem die Stadt ihre legendäre Ausstellung von 1925 feiert – und uns Heidelberger:innen zugleich zeigt, was sie zu bieten hat! (ccb)

Online:

Wenn Tage, Temperaturen und toxische Beziehungen wieder leise ‚True Crime‘ flüstern, dann finden hoffnungsvolle Romantiker:innen (und solche, die es gerne wieder wären) im Podcast *True Love* die ganz großen Gesten und Gefühle. Jeden zweiten Freitag teilen die Journalistinnen Linn Schütze und Leo Bartsch wahre Geschichten von romantischer, freundschaftlicher und elterlicher Liebe über Liebe zur Berufung bis hin zur Nächsten- und Selbstliebe. Um es wie Taylor zu sagen: „It’s a love story, baby, just say, ‚Yes!‘“ (dar)

ANZEIGE

halle02

Freund:innen für's Leben finden.

Arbeiten & Feiern in der halle02.

halle02.de/job

Diffamierende Debatte

Die Polarisierung der US-Parteien zeigt sich deutlich in ihren Kampagnenstrategien. Eine Journalistin kommentierte die bevorstehende US-Präsidentschaftswahl im HCA

In den Vereinigten Staaten bleibt es spannend – am 5. November wird entschieden, wer die nächsten vier Jahre in das Weiße Haus einziehen wird. In diesem Zusammenhang hat das Heidelberg Center for American Studies (HCA) in Kooperation mit dem Deutsch-Amerikanischen Institut Heidelbergs (DAI) im September die Reporterin Jazmine Ulloa der *New York Times* (NYT) zu einer Fragerunde empfangen. Ihre Perspektive direkt aus dem Herzen des politischen Geschehens machte ihre Einschätzungen zu den anstehenden US-Wahlen umso relevanter. Im Fokus standen die Kampagnenstrategien beider Parteien.

„Republicans love to label“

Laut Ulloa unterscheide sich diese Präsidentschaftswahl sehr von den bisherigen aufgrund des Tons. Vor allem die Rhetorik sei in diesem Jahr noch provokanter und direkter geworden. Hier hob die Reporterin hervor, dass insbesondere die republikanische Kampagne durch ihre stets ungefilterte und mehrfach mit

Falschaussagen gespickte Art auffiele. Bereits im September sorgten verschiedene Behauptungen der Republikaner:innen für mediale Aufregung, darunter die absurde Aussage, dass Einwander:innen Haustiere essen würden. Hinzu kommen die wiederholten Verwendungen offen rassistischer Äußerungen und gezielte Angriffe auf Minderheiten. Politische Journalist:innen, Ulloa eingeschlossen, sehen in Trumps Wahlkampf eine Intensität von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, die sie so zuvor noch nie erlebt hatten.

Ulloa ist sich sicher: „Republicans love to label.“ Anders gesagt neigen Republikaner:innen dazu, Menschen und politische Themen gerne in einfache Schubladen zu stecken. Für sie ist die Welt klar aufgeteilt: Immigration? Böse. Harris? Böse. Walz? Böse. Und Demokrat:innen? Natürlich auch böse.

Ulloa zufolge sei die Fokussierung auf Einwanderung als größte Bedrohung des Landes das Markenzeichen Trumps. Laut Trump sei jede Stadt von einer Überflutung an Einwander:innen bedroht, die im Umkehrschluss für alle bereits bestehenden Probleme verantwortlich gemacht werden. Schließlich muss

am Ende des Tages im historischen Hamsterrad jemand den Sündenbock spielen.

Obwohl bei Trumps politischen Herangehensweisen die populistischen Alarmglocken läuten sollten, beeinflussen die Medien die Wahrnehmung in den USA weiterhin häufig zum Vorteil der republikanischen Partei. Trumps Aussagen sind meist so provokant und absurd, dass die Medien förmlich darauf anspringen, aufregende Berichterstattungen zu liefern, die das Interesse der Öffentlichkeit wecken.

Ein Beispiel, das die NYT-Reporterin besonders hervorhob, bezog sich auf Harris und den sogenannten „Border Czar“-Titel. Der Begriff „Czar“ bezieht sich hier auf einen Titel, der Personen verliehen wird, die für eine wichtige Aufgabe verantwortlich sind. Mit diesem Namen wurde Harris fälschlicherweise als Hauptverantwortliche für die Grenz- und Einwanderungspolitik dargestellt. Diese Titulierung diente dazu, Harris für ihr vermeintliches Versagen als Vizepräsidentin bei der Bewältigung der wachsenden Probleme an der Grenze verantwortlich zu machen.

Ulloa stellte hier jedoch klar: Harris war als Vizepräsidentin offi-

ziell nie für die Einwanderungspolitik zuständig und wurde für eine Position kritisiert, die sie nie innehatte. Parallel zu diesem chaotischen Gerüchtewahn habe Harris in den vergangenen Jahren zunehmend ihre politische Stimme und ihr Selbstbewusstsein gestärkt. Besonders ihre Fähigkeit, sich ihrer Rolle

schon Fragen zu unterstreichen. Bei Trumps wachsendem Führungszeugnis könnte der Verweis auf ihr Amt als Justizbeauftragte wohl kaum passender sein.

Resümierend lässt sich festhalten, dass die Reporterin einige wertvolle Einblicke in die Dynamik des amerikanischen Wahlkampfes lie-



Die *New York Times* Journalistin Jazmine Ulloa

Foto: Fabio Massacci

als „Prosecutor“ anzulehnen, sei eine sehr positive Entwicklung. Ein Beispiel hierfür ist die Taktik, die Harris in öffentlichen Reden und auf ihren Social-Media-Kanälen einsetzt: Sie verweist nun bewusst auf ihre frühere Rolle als Staatsanwältin, besonders um ihre Kompetenz in rechtlichen und sicherheitspoliti-

fern konnte, die zwar nicht alle neu, aber durch ihre journalistische Beteiligung an den vergangenen Wahlen besonders aufschlussreich und spannend waren.

Von Michelle Schmid
Eine ungekürzte Version des Artikels findet ihr auf ruprecht.de

Eat, Pray, Leave

Bali ächzt unter der Last des Massentourismus. Während sich Touris im Strandglück sonnen, leidet die Insel unter den Nebenwirkungen des Reisebooms



Padang Padang: Hier sonnte sich schon Julia Roberts Foto: Eileen Taubert

Kommentar

Türkisfarbenes Wasser, traumhafte Strände und tropische Temperaturen lockten 2023 rund fünf Millionen Touris nach Bali. Auf der Suche nach Selbstfindung à la ‚Eat, Pray, Love‘ oder pittoresken Motiven für den Instagram-Feed jetten Menschen von überall her auf die indonesische Insel, die mit vermeintlich günstigen Preisen besticht. Hier kann sich auch Otto Normal für einen schmalen Taler fühlen wie Gott in Frankreich.

Die Besucher:innen aus Industrienationen wollen Lebensstandard und Komfort von zuhause in exotischem Setting. In den touristischen Zentren von Canggu, Kuta und Co. gibt es italienische, mexikanische, bis hin zu chinesischer Küche zu Genüge. Nach einem Warung, dem typisch indonesischen Lokal, hält man hingegen oft vergeblich Ausschau. Die Verwestlichung von Balis Süden ist nicht zu verleugnen. Vom Tourismus profitieren jedoch hauptsächlich ausländische Investor:innen, die das nötige Kleingeld haben, um Luxusresorts, exklusive Beachclubs und noble Restaurants zu eröffnen. Schätzungsweise nur 15 Prozent der touristischen Unternehmen sind in balinesischer Hand. Diese wirtschaftliche Dynamik, bei der die lokale Bevölkerung zunehmend marginalisiert wird, gleicht einem modernen Kolonialismus. Die balinesische Ursprungskultur wird für den Profit einer globalisierten Elite plattgewalzt.

Die Vulkaninsel ächzt unter dem Wasser- und Energieverbrauch ihrer touristischen Infrastruktur, der angesichts der schieren Menge nicht mehr nachhaltig gedeckt werden kann und den Einwohner:innen Ressourcen vorenthält. Laut ‚Tourism Watch‘ verschlingt der Tourismussektor auf Bali inzwischen rund 65 Prozent des auf der Insel verfügbaren Wassers.

Indonesien ist zudem der weltweit zweitgrößte Plastikverschmutzer. Die Bewohner:innen Balis leben traditionell in enger Verbindung mit der Natur. Ihr Abfall besteht ursprünglicherweise vor allem aus organischen Materialien, die einfach entsorgt werden können, da sie schnell verrotten. Die Kommerzialisierung der Insel brachte nicht nur Wohlstand, sondern auch eine Flut an Plastik, Einwegverpackungen und anderen schwer abbaubaren Materialien mit sich. Das über Generationen entwickelte Verständnis beeinflusst bis heute das Verhalten der Einwohner:innen und macht die Abfallentsor-

gung zu einem komplexen Problem. Abgeladen wird der Müll am Straßenrand, in Flüssen oder auf Hinterhöfen. Über ein Drittel landet im Meer. Anfang 2024 wurde auf Bali daher eine Tourismussteuer von umgerechnet circa neun Euro eingeführt, ein verzweifelter Hilferuf der im Müll erstickenden Insel. Die Einnahmen – jährlich 60 Millionen Euro – sollen vor allem in die Bewältigung des Abfallproblems fließen.

Mit dem Massentourismus kam das Verkehrschaos, das auf Bali längst das Maß des Erträglichen überschritten hat. Die wenigen Hauptverbindungsstraßen sind bis zur Schmerzgrenze überlastet, jede Fahrt wird zur Geduldprobe. Eine Strecke von nur 30 Kilometern kann gut zwei Stunden oder länger dauern. Fußgänger:innen haben es schwer: Bürgersteige sind Mangelware, und öffentliche Verkehrsmittel gibt es kaum – oder sie stecken ebenfalls im Stau. Wer auf Bali wohnt, ist daher auf Roller oder Auto angewiesen, um von A nach B zu gelangen. Dazwischen drängen sich die Fahrer:innen von Grab und GoJek, den asiatischen Pendanten zu Uber, die in Scharen durch die Straßen strömen.

Auch die Strände sind – wenig überraschend – keineswegs so unberührt wie zu Zeiten Elizabeth Gilberts. Stattdessen teilt man sich den Küstenabschnitt mit grölenden Feierlustigen aus Down Under. Bali, das Malle der Australier, ist schon lange kein Geheimtipp mehr, aber noch immer Sehnsuchtsort für viele. Erst kamen die Hippies, dann die Surfer:innen und dann der Rest der Welt. Heute ist das Eiland ein Symbol für Lifestyle und Prestige, ein Ort, um sich mit weltmännischer Eleganz zu zeigen. Indonesien ist zweifelsohne ein wunderschönes Land, das eine Reise allemal wert ist. Es mag eine Mischung aus FOMO, idealisierten Vorstellungen und Eigennutzkalkül sein, die so viele Menschen nach Bali zieht, wo alles immer exotischer, erlebnisreicher, exklusiver sein muss.

Vielleicht ist es nun – ganz im Sinne der Gentrifizierung – Zeit, sich zu neuen Ufern aufzumachen und dem tropischen Paradies die Möglichkeit zu geben, sich zu erholen. Der Archipelstaat Indonesien hat schließlich noch Tausende andere Inseln, die nicht weniger schön, aber deutlich weniger überlaufen sind.

Von Eileen Taubert

ANZEIGE

19. OKT. 2024 - 12. JAN. 2025
Die Erfindung des Fremden
IN DER KUNST
Kurpfälzisches Museum Heidelberg
Dienstag bis Sonntag 10.00 - 18.00 Uhr
Hauptstraße 97, 69117 Heidelberg
www.museum.heidelberg.de
Foto: bok / Staatsgalerie Stuttgart / Maxine Hellman

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr c.t. Der Treffpunkt wird auf Instagram bekanntgegeben. Für gesondert gekennzeichnete Meinungsartikel sind die Autor:innen allein verantwortlich.

Herausgeber: *ruprecht* – Heidelberger Studierendenzzeitung e.V., Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

V.i.S.d.P.: Justus Brauner (jbr)

Druckerei: Freiburger Druck GmbH & Co KG,

Lörracher Straße 3, 79115 Freiburg

E-Mail: post@ruprecht.de

Der *ruprecht* im Internet: www.ruprecht.de

www.instagram.com/ruprechthd @ruprechthd

Redaktion: Anja Thea Haffner (ath), Amélie Lindo (aml), Annika Baeckhoff (abf), Bastian Mucha (bam), Charlotte Breitfeld (ceb), Daniela Rohleder (dar), Eileen Taubert (etb), Elena Lagodny (lag), Fabio Massacci (tdi), Felix Albrecht (afa), Heinrike Gilles (heg), Josefine Wagner (jow), Justus Brauner (jbr), Kaisa Eilenberger (koe), Katharina Julia Frank (kif), Lara Husemann (lht), Lena Hilf (lhf), Mara Renner (mar), Marco Winzen (maw), Marei Karitschek (kar), Mathis Gesing (msg), Michelle Schmid (sop), Nepomuk Meyer (nme), Odette Lehman (ole), Pauline Zührbes (pzb), Phillip Linn (pjl), Robert Trenkmann (rtr), Till Gonsler (tgl)

Freie Mitarbeiter:innen: Felix Haas (flx), Isabel Fellenz (imf), Lukas Hesse (lht), Ulrike Husemann (uha)

Leitung: msg (Seite 1-3), mar (Hochschule), ole (Studentisches Leben), jbr (Heidelberg), jow (Wissenschaft), etb (Feuilleton), rtr (Weltweit), abf, heg, mar, sop (Social Media), afa (Bildredaktion), bam, heg (Online)

Layout: afa, ceb, etb, jbr, jow, koe, lhf, mar, msg, ole, pxl, rtr

Chef vom Dienst: jbr

Redaktionsschluss für ru212: 1. Dezember 2024



Personals

msg: Boah, das sieht voll trippy aus.

ceb: Drogen sind sowieso cool.

rtr: Ich träume davon, dass mich Captain Rondo mit einer Schatzkiste voll Doppelkexen von Rügen abholt.

jow: Shisha in der Wüste ballert auch nochmal ganz anders als in Deutschland.

msg: Ich seh hier Huren, obwohl hier gar keine sind.

mar: Wir haben Lebensmittelmotten und Anne.

asr: Wie viel Kilokalorien hat eigentlich eine Hostie?

jbr: Wer die Regeln beherrscht, darf sie brechen.

afa: Ich füge mich allem, außer dem letzten Satz.

ANZEIGE

Dokumentations- und Kulturzentrum
Deutscher Sinti und Roma

Ausstellung
zum NS-Völkermord an
den Sinti und Roma

Öffnungszeiten

Di	9.30 – 19.45 Uhr
Mi, Do, Fr	9.30 – 16.30 Uhr
Sa, So	11.00 – 16.30 Uhr
Mo und an Feiertagen geschlossen	

Jeden Dienstag
**Öffentliche
Führung**
17 Uhr
Eintritt frei

Bremeneckgasse 2
69117 Heidelberg
Tel. 06221 981102
www.sintiundroma.de

Saufen und Taufen

Zum Semesterstart kann man in Heidelberg kuriose Ersti-Rituale beobachten. Doch wie sieht es in anderen Ländern aus?

Die „Ersti-Woche“ ist ein Einstiegsritual für Studierende überall auf der Welt, doch die Feierlichkeiten und Unterstützungsangebote können sich von Universität zu Universität erheblich unterscheiden. Während sich einige Studierende in Rituale und Traditionen stürzen, finden sich andere mit wenig oder gar keiner Unterstützung im Universitätsleben wieder. Höchste Zeit zu untersuchen, wie Studis in aller Welt diese entscheidende Zeit erleben.

Am Trinity College Dublin begann meine Erstiwoche mit der „Freshers Fair“, bei der die Fachschaften und Vereine ihre Stände im Innenhof aufstellten, um Erstis mit kostenlosen Stofftaschen und Energydrinks zu locken (eine erstaunlich effektive Strategie). Sobald die Nacht hereinbricht, beginnt der gesellige Teil des Orientierungsprogramms mit Pubcrawls und Clubnächten. Ein bindungsschaffendes Ereignis ist das „Kabelbinder-Event“, bei dem man im wahren Sinne des Wortes mit dem Handgelenk an eine andere Person gefesselt wird. Man kann sich vorstellen, wie unangenehm das beim Toilettengang werden kann.

Marie Inés, eine Medizinstudentin der Universität Coimbra in Portugal, begann ihr Studium während Corona und verpasste somit die typische Einführungsveranstaltung. Trotzdem nahm sie an der „Praxe“ teil, einer jahrhundertalten Tradition mit Initiationsritualen, die die Studierenden in das Campusleben integrieren sollen. Unter der Lei-



Auf den Tischen getanzt, unter die Tische getrunken.

Foto: Till Gonsler

tung älterer Studierender, die als „Doktoren“ bekannt sind, werden den Studienanfänger:innen „Patent“ zugeteilt und sie nehmen an verschiedenen Aktivitäten teil, darunter die „Taufe“ im Stadtfluss. In den letzten Jahren haben Kritiker:innen auf tragische Vorfälle im Zusammenhang mit der Praxe hingewiesen, um zu argumentieren, dass sie gefährlich und isolierend sein könne. Marie betont jedoch die positiven Aspekte und erklärt, dass die Erfahrung ihr geholfen habe, sich trotz der mit der Coronakrise verbundenen Herausforderungen in das Universitätsleben zu integrieren.

Elsa von der University of Auckland in Neuseeland hat ihre Erstsemesterwoche als Kombination aus sozialen und akademischen Aktivitäten in Erinnerung. Es gab Präsentationen zu Berufsmöglichkeiten, eine große Club-Ausstellung und als

Höhepunkt eine Toga-Party, an der rund 4000 in Laken gehüllte Studienanfänger:innen teilnahmen. Angesichts großer Besorgnisse bezüglich des Drogenkonsums bei solchen Veranstaltungen, richtet die Universität proaktiv Drogenkontrollstellen ein. Solche Maßnahmen zeigen das Engagement für die Sicherheit der Studierenden, aber auch, wie extrem der Drogenkonsum unter Erstis sein kann. Nach Elsas Erfahrung liegt der Fokus der Woche auf dem Aufbau sozialer Beziehungen.

Im deutlichen Gegensatz dazu beschreibt Marie, eine Medizinstudentin aus Marseille, ihre Erfahrungen im ersten Studienjahr als extrem isolierend. Ohne formale Orientierung begann ihr erstes Jahr mit einer einstündigen Begrüßungsrede, bevor sie sich in den anspruchsvollen Lehrplan stürzte. Von den 2000 Teilnehmenden kommen

nur 500 in das zweite Jahr, in dem sie dann eine richtige Einführungswoche erleben. Während dieser Integrationswoche sei viel gefeiert worden. Marie nennt einige Nachteile: „Es wird viel Alkohol getrunken, und manchmal kann das beängstigend sein. Wenn man nicht trinken will, kann es schwierig sein, sich zu integrieren.“ Dennoch empfand sie die Integrationswoche im zweiten Jahr als positiv, vor allem im Vergleich zum ersten Jahr, welches sie, ohne jegliche Orientierungsprogramme, als eher einsam erlebte.

Giacomo und Valentina aus Venedig und Bologna berichten, dass es in Italien keine Orientierungswochen gibt. Das Fehlen organisierter sozialer Angebote, einschließlich von Vereinen und Sportclubs, macht die Integration der Studierenden schwierig. Beide sehnten sich nach einer strukturierten Einführungswoche und beklagten, dass der akademische Schwerpunkt der italienischen Universitäten wenig Raum für die persönliche Entwicklung lässt. „Wenn man keine gute Einstellung hat, ist das wirklich beängstigend und traurig“, so Valentina über ihre Erfahrungen.

Die unterschiedlichen Berichte veranschaulichen, dass Universitäten weltweit neue Studierende völlig unterschiedlich willkommen heißen. Egal, ob durch temperamentvolle Begrüßungsrituale oder das völlige Fehlen von Angeboten – es ist klar, dass die Ersti-Woche eine wichtige Rolle für den Eintritt in das Universitätsleben spielt.

Von Isabel Fellenz

Nah am Dach der Welt

Kirgisistan bietet mehr als Pferde und Berge. Erfahrungsbericht über ein Praktikum in Zentralasien

Warum ausgerechnet Kirgisistan? Als ich mich für ein Praktikum in dem zentralasiatischen Land entschied, erntete ich oft verwirrte Blicke. Alles begann 2023, als ich in der Mercedes A-Klasse meiner Oma von Deutschland bis an die chinesische Grenze reiste. Die Natur Kirgisistans und die offenherzige Kultur faszinierten mich so sehr, dass ich unbedingt zurückkehren wollte, diesmal im Rahmen meines Studiums.

Ende April 2024 stand ich dann tatsächlich in der kirgisischen Hauptstadt Bischkek. Die schneebedeckten Gipfel des Kirgisischen Alataus geben der Stadt eine imposante Kulisse und bilden einen harten Kontrast zum geschäftigen Treiben der Millionenstadt.

Auf meiner Suche nach einer Stelle für mein Pflichtpraktikum fand ich das „Central Asian Institute of Applied Geosciences“ (CAIAG). Das CAIAG ist eine Forschungseinrichtung, die sich auf angewandte Geowissenschaften in Zentralasien spezialisiert hat. Die Hauptforschungsfelder reichen von Klimawandel und Wasserressourcen über Gletscherforschung bis hin zu geodynamischen Prozessen und Katastrophenvorsorge. Am Institut wurde ich herzlich aufgenommen – und das trotz herrschender Sprachbarriere.

In Kirgisistan ist sowohl Kirgisisch als auch Russisch offizielle Amtssprache. Während in den ländlichen Regionen des Landes fast ausschließlich Kirgisisch gesprochen wird, dominiert in den größeren Städten und insbesondere in Bischkek Russisch.

Da nur etwa ein Zwanzigstel der Bevölkerung Englisch spricht, war für mich schnell klar, dass ich Russisch lernen möchte. Je länger ich in Bischkek lebte und je flüssiger mein Russisch wurde, desto besser verstand ich die kirgisische Kultur und Gesellschaft. Sie ist auch



Foto: Robert Trenkmann

heute noch geprägt von nomadischen Traditionen: Jurten und Pferde spielen eine große Rolle. Zentral für die kirgisische Küche ist Fleisch, vor allem Hammelfleisch.

Highlight meines Praktikums war jedoch nicht das Essen, sondern die Exkursionen und Feldarbeiten in den Sommermonaten gemeinsam mit kirgisischen und internationalen Wissenschaftler:innen auf verschiedenen Gletschern. Tagsüber installierten wir Messstationen auf dem Eis, lasen Daten aus und nahmen Bohrungen vor. Zurück im Basislager, am Fuß des Gletschers, wurde in geselliger Runde gekocht und die Abende ohne Internet mit Geschichtenerzählen und Kartenspielen verbracht.

Aufgrund meiner Praktikumserfahrung werde ich nach meiner Rückkehr in die Heimat meine Bachelorarbeit über die Gletscher und Gletscherseen des Ala-Archa Nationalparks südlich von Bischkek schreiben. Die benötigten Daten konnte ich teilweise vor Ort selber erheben und über das CAIAG habe ich Zugriff auf historische Befunde, teilweise noch aus Sowjetzeiten.

Rückblickend war das fünfmonatige Praktikum wesentlich mehr als ein Baustein meiner akademischen Laufbahn. Es war eine Gelegenheit, über mich selbst hinauszuwachsen und mich in einer völlig fremden Umgebung zurechtzufinden. Die Erlebnisse in Kirgisistan und das Eintauchen in eine völlig andere Kultur haben nicht nur mein Verständnis von Geographie vertieft, sondern auch meinen Blick auf die Welt erweitert.

Derlei Erfahrungen konnte ich nur sammeln, weil ich die eigene Komfortzone verlassen habe. Deshalb mein Rat an alle Studis, die mit einem Praktikum im Ausland liebäugeln: Traut euch. Der Blick über den Teller rand lohnt sich, nicht nur für eure Karriere.

Von Felix Haas

Info

Kirgisistan ist ein Binnenstaat in Zentralasien mit circa 7 Millionen Einwohner:innen. Es grenzt im Süden an Tadschikistan, im Westen an Usbekistan, im Norden an Kasachstan und im Osten an China. 90 Prozent des Landes liegen auf einer Höhe von mindestens 1500m, was die kirgisische Lebensweise stark beeinflusst. (rtr)

Kaufhausbesetzung!

+++ Investigativrecherche ergibt +++ V-Person liefert uns neueste Informationen +++ Das plant der Heidelberger Untergrund +++

